

Theodor
Lessing
Natur
und
Ethik

Kleine Schriften
1924

Wallstein

Theodor Lessing
Natur und Ethik

Theodor Lessing
Schriften in Einzelausgaben
Herausgegeben von
Rainer Marwedel

Theodor Lessing
Natur und Ethik
Kleine Schriften 1924

*Herausgegeben
und kommentiert von
Rainer Marwedel*



WALLSTEIN VERLAG

Die Arbeit des Herausgebers an dieser Ausgabe wurde gefördert von:

Renate Bruns, Hannover

George Phocas, Wilson, Wyoming (USA)

Dr. Joachim Recktenwald, Trier

Prof. Dr. Helmuth Schulze-Fielitz, ›Schulze-Fielitz-Stiftung‹, Berlin

Verlag und Herausgeber danken für die großzügige Unterstützung des Drucks dieses Bandes der ›Kleinen Schriften‹ von Theodor Lessing:

George Phocas,

Theodor Lessing Foundation, Wilson Wyoming (USA)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <https://dnb.dnb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2026

© Wallstein Verlag, Göttingen 2026

Geiststr. 11, 37073 Göttingen

www.wallstein-verlag.de

info@wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf

ISBN (Print) 978-3-8353-5875-1

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-8857-4

Inhalt

1. Eifersucht	7
2. Regeln des Anstands	12
3. Wie werde ich gebildet?	17
4. Romantische Frauen	22
5. Die Erziehung des Menschengeschlechts	27
6. Das Problem der doppelten Moral	33
7. Mitleid	36
8. Essen und Trinken	40
9. Die große Liebe	45
10. Kulturschwindel.	50
11. Prager Impressionen	54
12. Männertreu	60
13. Frühling in Marienbad	69
14. Wer lebt glücklich in Prag?.	72
15. Karlsbad	77
16. Kaninchen und Katze	80
17. Psychologie des Perversen.	84
18. Volksabstimmung in Hannover	89
19. Hund und Katze	93
20. Der Umgang mit Menschen	97
21. Die Hand	101
22. Der Handkuß	106
23. Spatzen und Schwalben	108
24. Schmuck	114
25. Falkenjagd	118
26. Alter Ego	124
27. Ein Kriminalfall	132
28. Haarmann und die Polizei.	136
29. Weiße Mäuse	139
30. Die Entwicklung zum Irrsinn.	144
31. Welche ist die schönste?	149
32. Grans, der Komplize Haarmanns.	154

33. Im Nestchen	158
34. Du sollst nicht töten.	164
35. Die Mutter	169
36. Das Volksfest	170
37. Das schönste Gefühl	173
38. Die schweren Hände	175
39. Spinne und Fliege	183
40. Die Hyänen	186
41. Der Hühnerhof	190
42. Der Paralogismus	194
43. Ibsen in Bergen	195
44. Funken	201
45. Der Truthahn	202
46. Deutsche Bäume	206
47. Die Freundschaft zwischen Grans und Haarmann	210
48. Die Schuld der Polizei	214
49. Haarmann lenkt den Prozeß	219
50. Skizzen aus Hannover	224
51. Haarmann	232
52. Sechster bis dreizehnter Mord	241
53. Auf der Höhe des Dramas	248
54. Die letzten Knaben	251
55. »Wir haben Sie nicht als Schriftsteller zugelassen ...«	256
56. Zusammenfassendes Schlußwort	261
57. Philosophie an Technischen Hochschulen	267
58. Wille und Vorstellung, die Krontermini	272

ANHANG

Kommentar	285
Zu dieser Ausgabe.	443
Siglen	444
Abkürzungsverzeichnis.	446
Zeittafel	447
Nachwort	449
Dank	484
Personenregister.	485

1. Eifersucht

Die Psychologen pflegen es sich mit Erklärung der Eifersucht leicht zu machen. Sie gilt ihnen als »Biologischer Ausdruck von der Schwäche«. Jener Schwäche, welche der eigenen Kraftgrenzen bewußt, das Auftauchen stärkerer Nebenbuhler fürchtet und daher den lusterregenden Besitz gerne verbrieft und besiegelt haben möchte. Ich will nur im folgenden lediglich von »geschlechtlicher« Eifersucht sprechen; denn es würde zu verwickelt werden, wenn ich auch andere Formen des Wettbewerbs und etwa auch Affekte wie Neid, Mißgunst, Eigentumssinn, Machtwillen, Abgunst in die Betrachtung mit hinein zöge. Wie bei allen Begriffsanalysen sind wir von vornherein darüber klar, daß es uns freisteht, Begriffe per definitionem festzulegen; ob wir dann das »Gesehene« als »Psychologie« oder als »Phänomenologie der Eifersucht« bezeichnen müssen, das rührt an Fragen, die uns hier nichts angehn.

Ich finde zunächst im Eifersuchtserlebnis nicht das mindeste Bewußtsein einer »Minderwertigkeit« oder »Schwäche«. Man kann ja sehr billig auf Grund sachlicher Interpretierung behaupten, daß der Eifersüchtige den Nichteifersüchtigen gegenüber in irgend einer Hinsicht der Schwächere sei. In einer Hinsicht aber, und zwar gerade in derjenigen, auf die es bei der Analyse der Eifersucht ankommt, ist er der zweifellos stärkere: In Hinsicht auf die Innigkeit oder die Dauer einer geschlechtlichen Leidenschaft; denn (ganz abgesehen von dem Vielen, was man mit dem schönen Wort »Liebe« zu benennen pflegt) zum Wesen der geschlechtlichen Liebe gehört ohne Zweifel mindestens die Möglichkeit zur Eifersucht, so daß Liebe ohne Eifersucht vielleicht etwas recht Schönes, aber sicher nicht Geschlechtsliebe wäre. Zum argumentum e contrario berufe ich mich auf die Bekenntnis jener Schichten, die zu starker Geschlechtsliebe nicht befähigt sind. Der Typus des eifersuchtslosen Mannes ist der Zuhälter; die typisch eifersuchtslose Frau ist die Geschlechtssklavin. In beiden ist die geschlechtliche Leidenschaft stumpf oder verbogen, weil keine »Persönlichkeitswertgefühle« damit verbunden sind. Das beweist, daß Eifersucht (wie übrigens auch der schlechthin ethischste aller Affekte, die Treue) im engen Zusammenhang mit dem Eigentlich-Menschlichen, dem Werterlebnis, steht. Daß der Zuhälterttyp das Weib (ob er ihm nun dient oder es beherrscht), auch anderen Männern ruhig gönnen kann, ist durchaus nicht Ausdruck männlicher Stärke, sondern beweist, daß (wenigstens auf geschlechtlichem Gebiet) kein Wille oder keine Kraft der Selbstbehauptung da ist. Und so hegt es überall,

wo das Geschlechtsleben gegenüber den anderen Seiten der »Persönlichkeit« isoliert wird, wo es »eine Sache für sich« wird (wie man das wohl in dem niederträchtigen Wort ausdrückt: »Unterhalb der Nabelgrenze endigt das Persönlichkeitswertgefühl«); hier besteht eine Dissoziation im Seelischen. Mithin ist das Fehlen von Eifersucht wenn nicht eine physiologische, so doch sicher eine sittliche Schwäche. – Hier ist jedoch eine klare Unterscheidung nötig: die Unterscheidung der triebhaften von der persönlichen Eifersucht! Auch das Tier kann eifersüchtig werden, nämlich dann, wenn im Zustande der Brunst sein Begehren auf ein bestimmtes anderes Tier gerichtet ist. Hört die quälende Monomanie des Triebes auf, so erlischt damit die tierische Eifersucht; was dann noch übrigbleibt, sind Gewohnheitsabläufe im Seelenleben, deren Durchbrechung stets als unbequem empfunden und mit Unlust beantwortet wird. Ich bestreite dagegen, daß monogam lebende Tiere außerhalb der Brunst einen charakteristischen Dauerzustand zeigen, auf Grund dessen man sagen kann, das Tier sei als Geschlechtswesen »eifersüchtig«. Die Einehe in der Tierwelt, vielleicht aber Monogamie überhaupt, erweist sich nur als Technik der Natur, darauf bei psychologischen Debatten sich nicht beziehen darf. Echte Eifersucht gibt es nur dort, wo bewußtes Wollen (nicht also bloß impulsives Begehren) und mithin Wissen und Werten wach sind.

Es ist nun freilich ein billiges Vergnügen, jede auf Ausschließlichkeit hindrängende Manie »Eifersucht« zu nennen. Das ist genau so billig, wie der Brauch, jede Art Lieben oder Hassen Werten und Werthalten zu nennen. Eigentliches Eifersüchtigsein hat immer zu schaffen mit Persönlichkeitswertgefühlen, ist also grade Vorrecht menschlicher Ethik gegenüber allem Animalischen. Wo immer im Namen der Ethik »eifersuchtslose Liebe« gefordert wird, da sehe man sich die »Höhenmenschen« genau an. Man wird in der Regel bald einsehen, daß nur das Alle-Bäumchen-wechseln-sich-Spiel sexueller Velleitäten und mithin entweder Dissoziationen oder Erlöschenheit von Trieben geistig beschönigt wird. Man wird finden, daß die eifersuchtslosen Engel nicht einmal den Ansatz zum ethischen Überbau selbstbewertender Persönlichkeit in sich aufgebaut haben. Vielleicht sind es reiche Seelen, aber sicher schwache »Persönlichkeiten«. Sie funktionieren ganz animalisch, wenn auch ohne die Kraft des Animalischen, und so verzichten sie mit der Eifersucht auch auf das Menschenrecht geistiger Würde. Man darf nun freilich aus dieser Darlegung nicht folgern, daß der Gegensatz: »Hie eifersüchtig – Hie eifersuchtsfrei« zusammenfalle mit dem Gegensatz: »Hie menschlich – Hie tierisch«. Es kommt nicht allein an auf das Vorhandensein als

Dauerzustand und Dauergefühl, sondern entscheidend ist mit welchen Inhalten das eifersüchtige Bewußtsein erfüllt ist. Und hier nun liegt der Punkt, wo nicht nur Tier und Mensch, sondern auch Mensch und Mensch sich unterscheidet ...

Man denke zunächst an das oft behandelte Problem, ob der Ehebruch seitens eines Geschlechtspartners herber oder minder derb empfunden wird, je nachdem er auf einen als gleichwertig geschätzten oder als minderwertig empfundenen Dritten gerichtet war. Man wird unter Männern edlerer Art häufig die Wendung hören: Kommt Einer, der viel größer, viel besser ist als ich, so muß ich sie ihm lassen; aber trifft sie einen, der geringer ist als ich, dann töte ich ihn. – Man wird unter Frauen edlerer Art ebenso häufig das entgegengesetzte hören: »Wenn er mich mit Dirnen hintergeht, so ist es unter meiner Würde, eifersüchtig zu sein; aber trifft er auf eine Frau, die ihm mehr geben kann als ich, daran muß ich sterben.« Es ist fernerhin eines der zartesten seelischen Probleme, ob Gleichartiges oder Ungleichartiges tiefere Eifersuchtsleidenschaften auslöst. Man wird naive Mädchen im Volk oft sagen hören: »Wenn er schon eine andere nahm als mich, dann hätte es wenigstens eine schwarze sein sollen; aber daß er wieder eine blonde nahm, das kann ich nie verzeihn.« Hier ist das Gefühl lebendig, daß alles, was der Mann von der Frau empfängt, ihm schließlich auch von ihr hätte gegeben werden können (denn sie ist ja »auch eine Blonde«); aber geht er zu dem völlig entgegengesetzten Typus über, so ist die Eifersucht minder quälend, denn da muß sie ja doch von vornherein darauf verzichten, konkurrieren zu können. (Der Verlust wird daher mehr als ein Unglück denn als Beleidigung empfunden...) Ich wage es nicht zu entscheiden, ob die Eifersucht gegenüber dem Gleichartigen oder dem Ungleichartigen, gegenüber dem als minder wertvoll oder als höher wertvoll Empfundene die stärkere oder die sittlichere Eifersucht sei. Hier sehe ich viele psychologische Probleme. Daß die Frauen gegen die Gelegenheitsuntreue ihrer Männer und angesichts der ungeheuren Breite leichter erotischer Abenteuer im Durchschnitt leidlich gleichgültig sind, scheint mir lediglich auf die Unnatur unseres Kulturlebens hinzudeuten, darin der große Strahl des Eros längst zerbröckelte in das reizende Kantglasgefunkel eines Tausenderlei von Farbenspielen. Grade das, was jede Frau geben könnte, das nur Geschlechtliche, sollte am wenigsten gesucht werden müssen, während es minder entwürdigend wäre, wenn der Mann außerhalb der Ehe ästhetische oder ethische Werte fände, die ihn höher und reicher machen, als er ohne diese außerehelichen Erlebnisse geworden wäre. Daß das Gefühl der meisten Frauen umgekehrt entscheidet,

beweist nur, daß die Ehe mehr eine abstrakt soziologische als erotische Erscheinung ist und daß beides, Ethik und Natur stark abge-schnürt und gegeneinander gelockert sind. In einer Welt aber, welche nicht mehr die momentane Triebeinheit der Naturinstinkte und noch nicht die sinngebende Synthese der Persönlichkeit besitzt, in einer Welt, welche, halb und halb, hin und her schwankt zwischen Eros und Logos, im Naturtrieb durch den Geist gebrochen, in der »Surrogatwelt bewußter Sitte« noch stets vom Naturtrieb beunruhigt, in solch einem Mittelreich zwischen Gott und Tier fehlt es natürlich nie an dialektischen Lebenslügen, die das Halb und Halb bemänteln und beschönigen. Dazu dient vor allem die Apotheose alles Lebenszeugenden als eines Wertvollen, ja, des Wertvollen schlechthin. Dieser Unfug wohnt auch auf abstrakten Höhen der Wissenschaft. Bedeutende Psychologen wollen im Lieben und Hassen, ja sogar in Lust und Unlust die »Wurzeln der Werterlebnisse« sehn. Die Schule Brentanos verschuldet diese Verwirrung. Ein bedeutender Denker, Alexius Meinong, schrieb mir in einem durch Jahre sich hinziehenden gelegentlichen Briefaustausch: »Jedes gefühlsmäßige Billigen ist auch ein Schätzen«, worauf ich antwortete: »Ich billige das Karzinom, welches meiner Erbtante den Garaus macht, glauben Sie, daß ich es schätze?« Und in der Tat, Meinong entschied: »Wenn Sie so grausam sind den Tod der Erbtante zu wünschen, so werden Sie auch ihr Karzinom hochschätzen.« Solcher Überdehnung der Begriffe gegenüber kann man nie Anderes tun, als versichern, daß man im Lust- und Unlustcharakter der Vorstellungen keinerlei Schätzen und Werten auffinden könne: denn alles Ja oder Nein als Werthaltungserlebnis definieren, das ist brombeerbillig. Und ebenso billig ist nun auch das modische Vergöttern des »kosmischen Eros« (wozu übrigens auch Essen und Trinken, Hingabe an Natur und Landschaft, ja wahrscheinlich jegliches Wissen um das Andere gehören dürfte). »Lieben« schlechthin für wertvoll halten, das heißt alles für wertvoll halten und mithin gar nichts. Es ist die Hauptsünde der Ethiker, daß sie bestimmte Affekte, wie Liebe, Wohlwollen, Ergebenheit für schlechthin sittlich, andere dagegen wie Haß, Neid, Eifersucht für unsittlich erklären. Dieser Unfug lebt besonders in gewissen Orakeleien Max Schelers. Dieser Philosoph möchte gern eine zweifellose Schwächlichkeit (den Mangel an liebender Einseitigkeit), in »alliebende Heiligkeit kosmischen Alliebens« umlügen; und so wird ihm denn Neid, Mißgunst, Eifersucht zu etwas schlechthin Verdammenswertem. Aber es gibt nahezu heiligen Neid und seinsollende, sittlich geforderte Eifersucht der Mißgunst. Die vollkommene Leere und Glaubenslosigkeit im Natur-

element versteckt sich gern hinter dem Gestus allbereiter Hingabe an das »Göttliche«. Was verbirgt sich zum Beispiel hinter folgendem Epigramm: »Ist es dieser? ein dritter? ein Ungeborner? ein Fremder? Halt dich bereit. In jeder Gestalt naht dir und weiht dich der Gott.« – Wenn uns Gott in jeder Gestalt naht, dann ist es ganz gleichgültig, ob Dante sein Leben dem Dienste Beatrices oder dem Studium der Kokotten weiht; aber grade dies macht den ganzen Unterschied unter Menschen, worin sie »ihre Freude finden«... Das äußerste Gegenteil dieser eifersuchtslosen »Allbereitschaft« sind jene »Eifersuchtsbolde der Geschlechtlichkeit«, welche eine geistreiche Schriftstellerin, Rosa Mayreder, mit der Formel »Despotische Erotiker« zu kennzeichnen versucht. Als Typen dieser herrischen Erotik gelten die Helden Hebbels: Herodes, welcher anbefiehlt, daß die von ihm geliebte Marianne getötet wird, sobald er selber stirbt, weil er nicht ertragen kann, daß ein anderer nach ihm sie besitzt, sowie Gyges, welcher den Besitz Rhodopes so hoch schützt, daß er sein Glück am liebsten der ganzen Welt preisgäbe. Jener sündigt am Selbstgefühl, dieser an der Scham des Weibes. Beide aber sollen typisch sein für die Besitzwürdigkeit und den Eigentumswillen der herrischen Erotiker. Handelt es sich hier aber wirklich um Erotik? Handelt es sich wirklich um Eifersucht? Auf die richtige Antwort führt uns die scharfe Unterscheidung des Liebens vom Geliebtseinwollen; Seelenvorgänge, welche einander den Rang ablaufen. Der herrische Eifersuchtsbold von der Art des Herodes, ist durchaus kein Liebender (wie denn Hebbel selbst sehr wenig Erotiker und ein schlechter Liebhaber war). Der Instinkt der Frauen fühlt viel genauer, als alle Begriffsanalyse das je zu unterscheiden vermöchte, ob die männliche Eifersucht wirklich Liebeseifersucht ist. Jede Frau dürfte um ihr Liebesleben betrogen sein, die keinen in der Liebe eifersüchtigen Mann besitzt. Das Geliebtseinwollen, das Bedürfnis nach Anerkennung durch andere, Eitelkeit oder Machtwille pflegen dem Hingebensein der Liebe den Rang abzulaufen. Herodes wie Gyges handeln nicht aus Übermaß an geschlechtlicher Liebe, sondern aus einem Liebesdefekt. Überhaupt dürfte es nicht viele Menschen und vor allem nur wenige Männer geben, deren Liebesgefühle nicht durch völlig andersartige Leidenschaften vertrübt und abgedrängt werden. Ungeheuer zahlreich, ja wahrscheinlich in der Mehrzahl ist jene Kategorie von Männern und Frauen, deren Sehnsüchte und Träume (obwohl sie das Liebe nennen und sich damit ein reiches Liebesleben vortäuschen), im Kerne ewig egozentrisch (eigenbezüglich) verlaufen. Sie möchten gern begehrt, bestätigt, umhegt, angebetet werden; hat man doch sogar die Liebe als »égoïsme à deux«,

mißzudeuten gewagt. Die Eifersucht zeigt also (ähnlich wie die Reue) ein Janusgesicht. Wenn Goethe sagt: »Ja, ich beneide schon das Bild des Herrn, wenn ihre Lippen seinen Leib berühren« oder wenn George sagt: »Den Kiesel tröstet deines Kleides Saum, kaum tröstet mich ein Traum«, so ist das eine echte Eifersucht, welche Hingabe einschließt an das Sein und Wesen des anderen. Wenn dagegen der Liebhaber rasend wird, weil die Geliebte auf ihren Tisch das Bild Goethes oder Napoleons stellt (»Ha, liebst du den etwa mehr als mich?«), so ist das idiopathischer Machtwille, also keine echte Eifersucht ...

Fassen wir das Dargelegte kurz zusammen, so können wir sagen: Es gehört zur Eifersucht erstens Geschlechtsliebe; das heißt Bezoogenheit und Hingegebenheit an Liebe und Seele eines anderen. Zweitens: Persönlichkeitswertgefühl; das heißt ein Bewußtsein, welches dem Leib und der Seele des anderen Wert zubilligt, höheren Wert als dem Dasein anderer Menschen, ja sogar als dem eigenen Dasein. Vielleicht ist diese Bewertung irrend und nur subjektiv; vielleicht erweist sie sich angesichts letzter Normen als berechtigt und objektiv. Jedenfalls führt sie dahin, daß das Ich erlischt, der dunkle Despot. Und damit erst beginnt Eifersucht.

2. Regeln des Anstands

Erstens. Man sollte von früher Jugend an jedem Kinde unablässig die folgende Regel einprägen: »Gute Kinder reden nur über Sachen; schlechte über Personen.« – Überall dort nämlich, wo eine wirkliche Bildung und Lebenskultur herrschend wurde, da wird man alsbald vollkommen sachliche Systeme der Gewohnheiten und Sitten siegreich sehen. Dagegen ist das Vordrängen des Persönlichen und Subjektiven (insbesondere das, was man in Europa »starke Persönlichkeit« nennt) gar nichts anders als Mangel an Zucht und ein Ausdruck von Barbarei. Nun beachte man einmal, welche Bedeutung dieses Barbarentum für unsere ganze europäische Bildung hat. Es gibt breite Gesellschaftsschichten, deren ganzes Geistesleben nichts anderes als eine verfeinerte Art, »*médiance*« zu sein scheint. Jeder bewertet und beurteilt jeden andern, wobei doch nie etwas anderes herauskommt als der Wunsch, unbewußte Sym- und Antipathien vor dem eigenen Bewußtsein nachträglich zu rechtfertigen. Man kennt die Anekdote vom Damenkaffeekränzchen, bei welchem keine der anwesenden Damen aufzustehen und als erste fortzugehen wagt, weil sie fürchten

muß, daß die zurückgebliebenen Damen, sobald sie selber aus der Türe heraus ist, untereinander über sie zu urteilen anfangen. Unser ganzes geselliges Leben gleicht einem solchen Konventikel von Klatschschwestern.

»Und wissen über Dein Gedicht, wie klar Du siehst
Dir nichts zu sagen Deine Lieben,
So fragen sie ganz sicher dich, wo Du beziehst
Die Stahlfeder, mit welcher Du's geschrieben.«

Das ungemein gesteigerte Interesse für das Personelle und Subjektive, insbesondere für Lebensgewöhnung und Eigenart aller irgendwie prominenten Menschen ist im Kerne nichts anders als ein Schutzdamm gegen die Zumutung, das Sachliche begreifen und studieren zu sollen. Lessing prägte für diese Unart das bekannte Epigramm:

»Wird man wohl einen Klopstock loben?
Doch wird man ihn auch lesen? Nein!
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.«

Übrigens ist lesen und sachlich lesen auch etwas Unterschiedliches und dem Lessingschen Stoßseufzer möchte ich daher wohl einen anderen an die Seite stellen:

»Man liest mich wohl in deutschen Landen,
Doch hat man mich verstanden? Nein!
Wir möchten fleißiger verstanden
Und weniger gelesen sein.«

Zu dieser ersten und obersten Sittenregel: »Über Sachen reden, nicht über Personen« sei jedoch zur Erläuterung noch hinzugefügt, daß das echte psychologische oder charakterologische, ebenso wie alles ethische Interesse allemal zugleich persönlicher und sachlicher Natur ist. Das heute allverbreitete Vorurteil gegen das, was man gern Psychologismus nennt, ja schon die Tatsache, daß ein Begriff wie »Psychologismus« eine Art Schimpfwort gewisser Bildungskreise geworden ist, erklärt sich allein aus der taktlosen, zudringlichen Neugier für die Personalien von Geistern, mit denen man sachlich nicht ringt, oder gar für den intimen Untergrund solcher Werke, die doch zunächst einmal sachlich bewältigt werden müßten. Diese Art Taktlosigkeit

versteckt sich gern hinter vermeintliches Interesse für Psychologie, ähnlich wie Jünglinge, die nachts in anrühigen Lokalen hungern, einander versichern, sie machten »soziale Studien«. Man redet von Psychologie der Kunst, der Religion, der Metaphysik, indem man die Genese der Dinge darlegt, wo man die Dinge selber nicht zu bewältigen vermag. Man versteht aber eine Rose nicht darum besser, weil man nachweisen kann, aus welchem Mist ihre Wurzeln Nahrung beziehen. Die Analyse der seelischen Bedingungen großer Menschen oder Werke ist fast ausnahmslos der Triumph unschöpferischer, aber gelehriger Intelligenz. Moderne Wissenschaft, wie die Pathographik von Möbius oder die Psychoanalyse Freuds, nehme ich nicht aus.

Zweitens: »Wie befinden Sie sich? How do you do? Was machen Sie?« Was eigentlich soll man auf diese schrecklichen Fragen antworten? Man kann immer nur sagen: »Danke gut«, denn täte man das nicht, so wäre man ja schon in der zweiten Minute der Begrüßung gezwungen, Persönliches und Intimes preiszugeben, was man vielleicht gar nicht preisgeben wünscht. Entweder also ist die Frage nach dem Befinden eine völlig leerlaufende Höflichkeitsformel oder sie ist eine Zudringlichkeit, die sich in das persönliche Leben des Mitmenschen einmischt, ohne daß der andere den Wunsch hat, etwas davon preiszugeben. In beiden Fällen sollte diese Frage gemieden werden. Der Amerikaner hat sie mit vollem Recht ersetzt durch die Formel: »I am very glad to see you.« Ich erinnere mit Entsetzen, wie ich, von der Totenbahre eines geliebten Menschen kommend, auf der Straße von einer Dame, die ich jahrelang nicht gesehen hatte, überfallen wurde, mit der bekannten Redeflut: »Ach, wie nett, daß wir uns wieder einmal sehen. Wie geht es denn? Was machen Sie?«, worauf ich »Danke, sehr gut« erwidern mußte, nur um nicht zu persönlicher Erläuterung vor gleichgültigem Ohr gezwungen zu sein. Aber es gibt noch etwas viel Taktloseres als die Frage »Wie geht es Ihnen?«, das ist die Versicherung: »Sie sehen angegriffen aus«, ja überhaupt das Taxieren des Aussehens beim ersten Begegnen, ja oft bei der ersten Bekanntschaft. Spricht man überhaupt vom Aussehen des andern, so sollte man grundsätzlich nur sagen: »Sie seh'n gut aus. Ich freue mich über Ihr Aussehen.« Mit allem was man spricht, erteilt man Suggestionen. Jeder Mensch aber erwartet mit Recht vom andern Menschen eine Bestätigung und Bestärkung. Wird einem Leidenden von seiner Umgebung gesagt, er sähe schlecht aus, so wird er sehr bald wirklich schlecht aussehen. Man kann feinfühlenden Personen durch dies taktlose »Sie sehen schlecht aus« den Lebensmut brechen, das Selbstbewußtsein lähmen. Daher mache man es jedem wohlherzogenem Kinde

zur Pflicht, diese, im Kern nur auf Überlegenheitsgefühle abzielende Redensart, zu vermeiden. Man wende mir nicht ein, daß zumal unter Verwandten und nahen Freunden Offenheit und Ehrlichkeit im Umgang oberstes Gesetz sei. Was man im Familienkreis Wahrheit und Offenheit nennt, das ist oft nur die Erlaubnis, ungestraft Unangenehmes sagen zu dürfen. Man scheint die Wahrheit immer nur dann zu lieben, wenn sie für andere unangenehm ist. Verwandtschaft ist für zahllose Menschen ein Freibrief, Unverschämtes oder Unliebes sagen zu dürfen, ohne daß der andere irgend etwas dagegen machen kann. Takt und Rücksicht soll aber gerade in der Familie beginnen, daher ist es unstatthaft, daß Kinder zu ihren Eltern, Eltern zu den Kindern sagen: »Du siehst heute schlecht aus.«

Drittens: Die Unarten, die ich an dritter Stelle urgieren möchte, beziehen sich sämtlich auf Phänomene, welche die Medizin mit dem Wort »Berührungsangst« zu kennzeichnen pflegt. Sachliche wie persönliche Distanz zu wahren ist auf allen Gebieten oberste Forderung guter Sitte. Wie oft aber wird gegen diese Forderung gesündigt. Kant tadelt Musizieren und Klavierspielen, ebenso wie das starke Parfümieren der Kleider, zumal der Taschentücher mit der gleichen Begründung: Man dürfe nicht die eigenen Personalsphären anderen Menschen wider ihren Willen aufdrängen. Aber erfahren wir nicht solche Immissionen auf Schritt und Tritt? Unter ganz gebildeten Personen begegnet man der Gewohnheit, beim Sprechen dem andern so nahe auf den Leib zu rücken, daß er den fremden Atem spürt; ja, ich habe einen Bekannten, der, sobald er mich auf der Straße erwischt, einen Knopf meines Mantels ergreift und, falls ich beim Sprechen von ihm abrücken wollte, mir unfehlbar den Knopf vom Mantel abdrehen würde. Mit Grauen denke ich an ein literarisches Festmahl in Hamburg, bei welchem ich zwischen zwei jeder Verehrung würdige Männer gesetzt wurde, die ihr lebhaftes Tischgespräch über mein Gesicht hinwegführten. Es waren zwei ehrwürdige und genialische Dichter, Gustav Falke und Prinz Emil von Schönauich-Carolath; sie wußten wohl selbst nicht, daß sie beide an schwerem Magenübel kranken, das sie nicht lange darauf dahinraffte. Ihnen konnte ich doch nicht gut sagen: »Bitte, laßt mich essen und sprecht nicht.« – Was aber soll man vollends (da wir hier nun mal von so disästhetischen Dingen handeln) dazu sagen, daß in Cafés, Restaurants, Lesehallen sonst ganz wohl-erzogene Menschen beim Umblättern von Zeitungen oder Buchseiten ihre Finger an der Lippe benetzen? Dies ist eine Unappetitlichkeit so schlimmer Art, daß ich mir vorgenommen habe, dort, wo ich sie sehe, den Übeltäter anzureden und in höflicher Weise auf den Fehler auf-

merksam zu machen. In einigen Städten wird man sogar finden, daß die Schaffner auf der Tram beim Abreißen des Fahrscheines den Finger mit Speichel benetzen; neben dem Ausspucken im geschlossenen Raum die widerwärtigste Barbarei. Noch erstaunlicher aber ist die kaum glaubliche Beobachtung, daß von hundert Menschen, die eine Toilette aufsuchen, kaum fünf gewohnt sind, vor Verlassen der Toilette die Hände zu spülen. Dies ist eine für jeden nur halbwegs Gebildeten völlig selbstverständliche Regel des Anstandes.

Viertens: Das Durcheinanderreden bei Tisch! In welcher Kultur wird man noch einmal so barbarische Tafelsitte finden! Wenn man Gäste (was zweifellos das wünschenswerteste ist) nicht in engeren Gruppen an getrennte Tische zusammensetzen kann, sondern sehr viele Menschen an eine lange Tafel zusammensetzt, so ist unerlässlich, daß nicht alle durcheinander gackern und schreien, daß nicht jeder hemmungslos herausredet, was ihm gerade durch den Kopf fährt, und daß nicht jeder sich das Recht nimmt, jeden andern, wo immer und so oft immer es ihm beliebt, zu unterbrechen. Die Kunst, gut zuhören zu können, ist seltener und viel edler als die Kunst, gut und interessant zu erzählen oder zu plaudern. Kommt man zu dem Zweck des Meinungsaustausches zusammen, so ist eine parlamentarische Ordnung, womöglich mit Rednerliste notwendig. In der geselligen Konversation aber mache man es sich zur Regel, wenig oder gar nicht von sich selber zu reden und selbst der leersten Geschwätzigkeit jederzeit willig Gehör zu geben. Es kommt nicht darauf an, daß uns andere für klug, bedeutend oder sonst etwas halten, sondern darauf, daß wir einander Freude machen und fest in uns selber ruhen.

Fünftens: Eine ganze Reihe Forderungen geselligen Anstandes möchte ich in den Satz zusammenfassen: Man darf nie im andern Menschen das Gefühl aufkommen lassen, als wolle man ihn beobachten, kritisieren, begutachten, beurteilen oder irgendwie ein naives und unbefangenes Sichgeben beeinträchtigen. Dies kritische Einstellen scheint mir vor allem Schuld zu sein an der unnaiven und gezwungenen Haltung der meisten Geselligkeit. Schon das Einanderanstarren (z.B. in der Trambahn, auf der Promenade, in Cafés) ist eine grobe Unanständigkeit. Sie erinnert fast an das Verhalten der Hunde, die einander, sobald sie sich zu sehen bekommen, zu beschnuppern, beginnen. Wer bist Du? Woher kommst Du? Welchen Rang hast Du? Das unvergleichlich zartere Schamgefühl der östlichen Völker verhüllt nicht die nackten Leiber, wohl aber die Gesichter. Bei uns ist jeder irgendwie ausgezeichnete Mensch daran gewöhnt, sobald er in Gesellschaft tritt, ein paar Dutzend Augenpaare gleich forschenden

Operngläsern auf sich gerichtet zu sehen, als befände er sich auf einer Tierschau. Eben dies Bewußtsein, überall begutachtet zu sein, führt wohl dazu, daß die öffentlichen Persönlichkeiten in Europa sich selbst so unerträglich stilisieren, weswegen grade die Begegnung mit Berühmtheiten, großen Schriftstellern, Gelehrten, Schauspielern so unfruchtbar und unerfreulich ist. Sie bewegen sich immer vor einem Publikum. Aber gerade die Künstlichkeit der Formen ist Beweis dafür, daß keine elementare Schönheit vorhanden ist.

Man glaubt der gebildeten Gesellschaft zuzugehören, weil man nicht den Fisch mit dem Messer ißt und nicht die Bratensauce mit Brot vom Teller abtunkt. Aber solche Regeln sind recht wertlos. An ganz anderen Anzeichen spürt man, ob der Mensch taktvoll oder taktlos, humane Persönlichkeit oder Barbare ist.

3. Wie werde ich gebildet?

Ich habe eingesehen, daß es dringend notwendig ist, den Zeitgenossen ein kleines Nachschlagebuch in die Hand zu drücken, in welchem diejenigen Worte verzeichnet stehen, welche gegenwärtig in den Kreisen der höchsten Bildung üblich und unerläßlich sind, um mitreden zu können. Denn ›Bildung‹ ist ja nichts anderes als die Fähigkeit, in einer Welt, in welcher alle reden, gleichfalls mitreden zu können. Hierzu bedarf es (wenn man im übrigen sich nur fesch zu kleiden weiß), nur ganz weniger Vokabeln; durchweg Fremdworte, welche man möglichst leicht und unbefangen, immer aber doch ein ganz klein wenig ironisch, als sei das Modernste schon nicht mehr *ganz* modern, ins Gespräch einfließen lassen möge. Ich kenne beispielsweise ein sehr hübsches junges Mädchen, welches seine ganze gesellschaftliche Existenz mit zwei Worten bestreitet, mit den beiden Worten: sympathisch und erotisch; die sie aber außerdem noch falsch ausspricht; sie sagt immer: sympatsch und erotsch; die a und o ganz kurz gesprochen. Wenn beispielsweise die Rede kommt auf einen Dichter, Künstler, Schauspieler, dann wirft sie so kurz hin: »O, ich finde ihn doch recht sympatsch«; und wenn die Rede ist von den »modernen Problemen«, dann sagt sie lieblich und nachdenklich: »Ich glaube, dies Problem ist wohl mehr erotsch«. Damit kommt sie überall durch und gilt für ›interessant‹ ... Ich gehe nunmehr daran, einige Worte aus dem Bildungsjargon der Gegenwart zu erläutern, welche Worte der sich bildenwollende Leser auswendig lernen möge.

Das Irrationale. Bei allem, was der Mensch nicht kennt und weiß, also bei dunklen, okkulten, mystischen Gelegenheiten, also auch, wenn die Rede kommt auf Geistersehn, Fernwirkung, Träume, Astrologie (welch letzteres im Augenblick »totschick« ist), so reiße der Leser die Augen auf, richte sie tief sinnig auf einen imaginären Punkt im Weltall und sage: »Wir rühren hier an das Reich des Irrationalen«. Man kann auch sagen: »Ich glaube fest an das Irrationale«. »Es muß doch etwas Irrationales geben«, »Meinen Sie nicht auch, daß die Tiefen der Natur irrational sind?« Ferner: »Der Intellektualismus hat abgewirtschaftet.« »Wir leben gegenwärtig wieder in einer Epoche des Irrationalen« usw. Kein Mensch weiß, was er sich dabei denken soll; aber dies gerade »*le dernier cri de la saison*«: Mit den Mitteln des Denkens auch das Denken zu widerlegen und indem man denkt – nicht zu denken.

Kosmisch. Dies sage man angesichts von Familienporträts, Fotos berühmter Personen, Bauwerken, Hochgebirge, Pyramiden usw. Man will mit diesem Worte gleichfalls andeuten, daß etwas über unsern Horizont geht. Es ist zur Zeit sehr vornehm von sich selbst zu sagen: »Ich lebe in kosmischer Verbundenheit«, »Ich denke kosmisch«, »Hilde und Fritz fanden sich im Kosmischen«, »Miezi und ich leben in Harmonie mit dem Kosmos«, (Varianten sind: »In Allverschlungenheit«, »In erfreulicher Gottnähe«, »In Harmonie mit dem Unendlichen oder Irrationalen«; »ultrakausal«, »transmundan«, metaphysisch erleben« usw.).

Ressentiment: Dieses durch Nietzsche berühmt gewordene Wort (zu deutsch: Rückschlagsgefühl) ist durch zu viel Literatur und Philosophie bereits schon etwas abgegriffen und wohlfeil geworden, doch in besseren Gesellschaftsschichten noch immer sehr brauchbar, um allen schöpferischen Tatsachen und Menschen gegenüber eine gewisse überlegene und kritische Haltung zu markieren. Das Wort hat den Vorzug, daß man sich bei seiner Verwendung keinerlei Zwang aufzuerlegen braucht, denn es paßt *immer*. Wenn z. B. ein Kind hungert und darum nach Brot schreit, wenn eine Frau ertrinkt und darum einen Rettungsgürtel verlangt oder wenn ein Mann einen Fußtritt bekommt und sich dagegen wehrt, wenn jemand über Schlechtigkeit, Bosheit, Unrecht, Dummheit oder sonst etwas klagt oder überhaupt nur redet, immer kann man mit Aussicht auf besten Erfolg sagen: Dieses Geschöpf handelt aus Ressentiment. Ich habe neulich sogar den Satz gelesen: »Anerkennung ist die feinste Art von Ressentiment«, und einer meiner Kritiker hat mir bewiesen, daß ich die Menschen nur aus »Ressentiment« liebe. Man sieht also, daß man sich bei Anwendung dieses Wortes gar nicht zu genieren braucht.

Komplexe (verdrängte, verdeckte, intime, sublimierte, überwertige, zentrale, pervertierte u. dergl. mehr). Eine ganze Reihe bildungswichtiger Ausdrücke stammen aus den Schriften seelenkundiger Mediziner, Psychiater, Nervenärzte, Pathographen. Diese Kategorie von Denkkern hat nämlich den großen Vorzug, daß sie in keiner Weise schöpferisch naiv zu denken braucht, da ja gerade das Naive und Schöpferische von ihr psychochemisch zerlegt und auf seine psychologischen oder gar physiologischen Bedingtheiten hin untersucht werden muß. Das gibt immer fabelhafte Überlegenheitsgefühle. Man ist z. B. zwar durchaus kein Goethe, aber man weiß doch genau, warum Goethe gerade Goethe werden mußte und kennt die ›Untergründe‹ all seiner Entäußerung; ist also in dieser Hinsicht ihm zweifellos überlegen. Wenn sich also irgendwo Lebendiges naiv lebendig entäußert, so lasse man gewähren und menge sich beileibe nie in die Sachinhalte, sondern sehe sich psycho- und neurologisch die Abläufe und formalen Bedingungen genau an; man lasse die Leute dumm und unbefangen sich bewegen und murmele dazu bisweilen: »Haha! das wäre also ihr überwertiger Komplex«, »So so, da hätten wir also das Phänomen der Verdrängung«, »Verstehe, verstehe, hier liegen in der Tiefe starke verdeckte Komplexe«. Wenn einer verliebt ist, hat er den erotischen Komplex; wenn einer Geld sucht, hat er den Geldkomplex; wenn einer Bücher sammelt, hat er den bibliomanen, wenn einer Bücher schreibt, den graphomanischen Komplex; kurz, man etikettiere fleißig und lasse sich auf nichts ein.

Überkompensation. Überkompensation, ein allerneuestes Bildungswort, ist von prima ff. Schlagkraft. Es macht die größten Neider stumm und man kann es getrost immer und bei jeder Gelegenheit anwenden. Sagt z. B. einer: »das Leben ist traurig«, so denke man: »Das sagt dies Individuum nur, weil er selber so ein trauriger Kerl ist. Darum hat er sich eine Meinung gebildet, die ihn vor sich selber rechtfertigt und ihn glauben macht, daß alles Lebendige das sei, was er selber ist.« Man sagt in einem solchen Falle fein lächelnd: »Das ist eine Überkompensation.« Sagt das andere Individuum aber das Gegenteil: »Die Welt ist doch lustig«, dann denkt man: »Ein faules Flittchen Juchhe; kaum ernst zu nehmen, hat weder den Willen, noch auch die Kraft, seine Menschlichkeiten ernsthaft in Zucht zu nehmen und bildet sich daher eine Weltanschauung, bei welcher Subjekte, wie er, nicht zu kurz kommen.« Man sagt also auch in diesem Fall mit bohrendem Blick: »Das ist eine Überkompensation.« Es hat aber auch guten Sinn z. B. zu sagen: »Daß die Menschen Geist haben, ist eine Überkompensation.« »Die Kultur ist eine Überkompensation.« »Die

Welt ist unsere Überkompensation.« »Der Mensch ist die Überkompensation der Natur«; »Die Natur ist die Überkompensation des Menschen« usw. Diese Wendungen sichern jedem, der sie auswendig lernt, die unbedingte Überlegenheit; sie besagen schließlich nur, daß immer das eintritt, was notwendigerweise eintritt. Sie sind also echt tiefsinnig.

Differenziert und eigene Note. Diese Ausdrücke sind eigentlich schon zweite Garnitur und Moden aus der vorletzten Bildungsaison; indessen ist es doch immer noch zweckmäßig, vor einem Gemälde oder beim Hören eines Gedichts zu sagen: »Ich vermisse die eigene Note« oder: »In der Tat, eine intim differenzierte Persönlichkeit.« Man kann auch ganz gut von sich selber sagen: »Ich bin eine differenzierte Frau«, »Ich bin ein Mann mit aparter Note«; besser jedoch sagt man gegenwärtig: »Ich bin irrational« oder »Ich bin kosmisch.«

Faustisch – magisch – apollinisch. Diese Worte bieten eine famose Handhabe zum Herausstilieren einer »eigenen Persönlichkeit«. Die älteren Bezeichnungen: »Ich bin dionysisch« oder: »Ich bin apollinisch«, von Nietzsche-Burckhardt geprägt, sind durch zu lange Verwendung an den kosmischen Abenden bei Wolfskehl und an den Jours bei Georg Simmel allmählich schon unmodern geworden und werden in ganz esoterischen Kreisen nicht gern gebraucht. Das von W. Ostwald aufgebrachte: »Ich bin Klassiker« oder »Ich bin Romantiker« oder das von Karl Lamprecht seinerzeit bevorzugte: »Ich bin reizsam« oder »Ich bin lenksam« hat sich gleichfalls überlebt und gilt nicht als besonders intim, man bevorzugt in gegenwärtiger Saison die durch Spengler modernisierten Wendungen: »Ich bin faustischer Mensch« (oder auch: »Ich bin gotisch«; aber ja nicht: »Ich bin Faustmensch«). »Ich habe euklidisches Naturell«, »Ich habe eine magische Natur«. Die letztere Wendung heißt so viel, wie: Ich bin Israelit. Die erste: Ich bin Antisemit. Wenn man katholisch ist, sagt man am besten: »Ich bin bernhardinischer Mensch« oder »Ich bin franziskanischer Mensch«. (Ersteres bei schlechter letzteres bei guter Laune.)

Phänomenologisch, eidetisch, Gestaltqualität. Es ist endlich für die Bildung vom höchsten Werte, wenn man sich die jeweiligen Jargonworte aus der akademischen Philosophie seines Zeitalters merkt und einprägt, um dadurch zu dokumentieren, daß man ein Mensch up to date ist. »Phänomenologie«, ähnlich auch Morpho- und Charakterologie ist eine gegenwärtig sehr beliebte Bezeichnung; dagegen ist Soziologie schon wieder etwas unmodern geworden; gut hingegen sind neue wissenschaftliche Worte, wie z.B. geopolitisch, psychogeographisch, psychosozial, soziopsychisch. Die Worte sind schwer auszu-

sprechen und schon darum sehr vornehm. Das Wort Phänomenologisch, durch E. Husserl ›modern‹ geworden, kann man getrost überall anwenden, wenn man sich nur vornimmt a) immer etwas Triviales und Selbstverständliches, b) niemals etwas Sinnfälliges (also nichts Sichtbares, Riechbares, Schmeckbares) damit zu verbinden. Erfüllt man diese beiden Bedingungen, so ist man auch befähigt, den philosophischen Dokortitel zu bekommen. Man hüte sich, konkrete Gestalten, also z.B. Filzpantoffel, Blumen, Kohlenschaufeln, Schafe »phänomenal« zu nennen; wohl aber redet man mit Vorteil z.B. von »Phänomenologie der Liebe«, der Phantasie, des Wahrnehmens, des Sichärgerns. Man sagt dann als Philosoph: »Zum Phänomen des Sichärgerns gehört essential-eidetisch a) ein sichärgerndes Subjekt oder psychisches Substrat; b) ein intentionales Objekt, welches im Akterlebnis des Sichärgerns fundiert ist, und c) die Relation oder Bezogenheit des sichärgernden psychischen Substrates auf das intentional apperzipierte Objekt des Ärgers. – Die »Phänomenologie der Liebe« (eines der beliebtesten Gesellschaftsspiele in Philosophenkreisen) enthüllte sich sehr einfach als das Folgende a) das Erlebnis des Liebens *selber*, also ein »bloßes intendierendes Aktphänomen«, b) ein Inbeziehungsetzen intendierender Aktphänomenalität zum relationsphänomenal fundierten Gegenstande und c) ein akzessorisches, keineswegs logisch konkludentes Werthaltungsakterlebnis, ohne die beim Übergang zum Ästimationserlebnis unerläßliche Gültigkeitsstönung an Hand nomothetischer Bewußtseinspostulate.« – Dergleichen läßt sich binnen weniger Monate leicht lernen. Man blicke dabei geradeaus und schiele mit dem rechten Auge nach links und mit dem linken nach rechts. Man merke auch Ausdrücke wie: »adäquate, immediate, intuitive Evidenz«, oder »essential eidetische Wesenserkenntnis.« Also beispielsweise: ich finde durch »reines Schauen« mit »adäquater, immediater und intuitiver Evidenz«, daß, wenn ich Etwas will a) Ich (und nicht etwa mein Bruder) etwas will, b) Ich *Etwas* will und c) Ich etwas *will* (und nicht etwa bloß »begehre«, »ersehe« oder dgl., d) das was ich will, ausdrücklich will, mithin billige, also innerlich dazu »Ja« sage (wir nennen das, wenn wir Philosophen unter uns sind, »den immediaten Tatbestand eines phänomenalen Fiat!«). Von alle dergleichen Erkenntnissen kann man sagen, sie seien »rein analytische, a priori gewisse, eidetische, durch innere Selbstschau gewonnene unwiderlegliche Wahrheiten mit kataleptischer (nicht: epi-leptischer) Evidenz« ... Das Wort »Gestaltqualität« (durch Hans Cornelius berühmt geworden, von Chr. v. Ehrenfels geschaffen) darf man in der gegenwärtigen Saison ebenfalls getrost und ungeniert verwenden für alles,

was Form oder formal ist; aber beileibe nicht für lebende Gestalt; da bedeutet es das Gegenteil. Man lasse es wie schmelzenden Zucker die Lippen herabgleiten, denn es gilt in hervorragenden Kreisen als »prima« ...

4. Romantische Frauen

Wenn künftig jemals wieder Bekannte, die zum Höheren streben, mich bitten sollten, ihre romantischen Bedürfnisse zu unterstützen, dann werde ich grob. Frau Lo Fuchs-Colombini ist die reizendste Frau, die treueste Gattin, die sorgsamste Mutter, aber sie hat romantische Bedürfnisse, welche für gewöhnlich bescheiden sind und nur darin zum Ausdruck kommen, daß sie sich Lo nennt, obwohl sie Lottchen heißt und daß sie ihren Mädchennamen Colombini, welchen sie mit Recht für poetischer hält als den Namen meines Freundes Fuchs, auf ihren Visitenkarten mit zu verzeichnen liebt. Nur in den Wochen, wo Paul auf Reisen ist (er hat nämlich nach Auflösung unserer Armee als Offizier Abschied genommen und vertritt seither eine Fabrik für Radioapparate), nur in Abwesenheit Pauls brechen bei Frau Lo romantische Bedürfnisse elementar durch und treiben sie zum Teil in Kinos, zum andern Teil in Cafés, wo Nachmittags Musik ist und junge Herren mit Haartollen und Künstlerkrawatten zu sehen sind. Schließlich geriet aber Frau Lo in jenes ›Theater der Intimen‹, wo, wie sie sich ausdrückte, »ihre Stunde von Damaskus schlug«. Das ist zweifellos nur eine aufgeschnappte literarische Wendung. Aber sei dem wie ihm sei, meine Freundin Lo Fuchs-Colombini saß wochenlang jeden Abend in der Proszeniumsloge links und sah zwanzigmal hintereinander dasselbe Stücke, die Dramatisierung eines Rührromans, welcher das Schicksal eines zarten Rokokodämchens aus guter Familie schildert, das in banaler bürgerlicher Ehe dahinschmachtet und nur von einem einzigen in der Familie verstanden und heimlich geliebt wird, von einem Onkel namens Jason, welcher hinkt, nobel und gleichsam alteingekauft ist und im übrigen Bronzen und Porzellane sammelt. Diesen wehmütig verblühenden hochanständigen Junggesellen spielte ein Schauspieler namens Robert Staaramberg-Scheppaniak, welcher Lo so bezauberte, daß sie Abend für Abend dieselbe Loge mietete, um dort ihren Gefühlen das Nestchen zu bauen. Bei der sechsten Vorstellung fand sie den Mut, einen Veilchenstrauß von ihrer Brust Onkel Jason zuzuwerfen, und da er grüßend dankte, so ließ

sie an einem der nächsten Abende ihm durch den Logenschließer eine Tüte Pralinee senden und ging dann über zu neuen Gaben wie Zigarren, Likören, Gänseleber, Lachsschinken usw. Bald war sie bekannt beim ganzen ›Theater der Intimen‹, und es fiel auch auf, daß sie bemüht war, in Kleidung und Haltung genau wie die Liebhaberin auszusehen, die in dem Stücke die blumenhafte Frauenseele namens Jettchen spielt. Sie kleidete sich ebenso rührend und kleinmädchenhaft in würdige Seide; sie ließ süße kleine Liebeslöckchen in ihre Stirne fallen, sie machte rosenrote, ach seelenwunde Kußlippchen und richtete ihre blauen Augen hingebend auf den feinen Kenner der alten Porzellane und der Frauenseele. In solcher Gewandung erschien sie denn auch eines Tages bei mir, und nachdem ich ihren romantischen Bedürfnissen goldene Brücken gebaut hatte, rückte sie mit der Frage heraus: »Kennen Sie Onkel Jason?« Welchen Jason? entgegnete ich, und sie hauchte: »Robert Staaramberg-Scheppaniak«. Ist das nicht der Name eines Schmierenschauspielers? fragte ich; aber da wandelte sich die Miene des zum Todesopfer bereiten Lammes in das Antlitz der zum Todessprung bereiten Löwin. »Ich muß ihn kennenlernen, muß! will! rief sie, und Sie sollen mir dazu verhelfen!« – »Was wird Paul dazu sagen?« fragte ich mahmend. »Schwören Sie, daß Paul es nie erfährt.« Beste Frau Lo sagte ich, erstens kenne ich Ihren Robert nicht und zweitens finde ich, daß die Bekanntschaft mir ihrem Bedürfnis nach Höheren genügen könnte.« (Ich gestehe, ich war auf diesen Komödianten eifersüchtig.) »Lernen Sie ihn mit mir kennen und lieben«, hauchte Lo, »er ist der edelste Mann, den ich gesehen habe.« Ich sann nach, dann sagte ich: »Sie können ein paar Deklamationsstunden bei ihm nehmen, ich werde ihn darum bitten.« »Wenn Sie das täten«, flüsterte Frau Lo und richtete ihr seelenblaues Auge auf mich. »Auch Sie würde ich anbeten.« Na gut! Ich setze mich also an den Schreibtisch und schreibe eine Karte, in welcher ich Scheppaniak um eine Unterredung bitte in einer auch für ihn wichtigen Angelegenheit. Als Ort des Zusammentreffens schlage ich das Café Melpomene vor und nenne auch den Platz, auf dem ich morgens um drei ihn erwarten werde. Den Brief gebe ich gleich Frau Lo mit, die ihn klopfenden Herzens zum Kasten trägt und auf dem Wege in der Apotheke Brom kauft, um in der Nacht schlafen zu können.

Als ich zur festgesetzten Stunde das Café Melpomene betrat, siehe, so erhob sich schon an dem von mir vorgeschlagenen Platze eine braune Bohnenstange mit düsterem knochigem Hungergesicht voller Charakterfalten, halb Eisenbahnbetriebsassistent, halb Oberlehrer im gehobener Stellung, und bestätigte auf höfliche Anfrage, daß sie Robert

Staaramberg-Scheppaniak heiße. Nun gut! Wir setzen uns, nehmen eine Zigarette, und ich beginne: »Es handelt sich, Herr Staaramberg, um eine recht einfache Sache. Eine Dame der Gesellschaft wünscht aus Begeisterung für die Kunst Ihre Bekanntschaft zu machen, denn sie hat, Sie begreifen das, den bekannten Theaterfimmel und glaubt sich zu der Rolle des Jettchen geboren. Ich wende mich an Sie, weil Sie in der Rolle des Onkel Jason das Ideal der Dame sind, welches ihr den Gedanken eingibt, es müsse doch schön sein, für die Kunst zu leben und zu sterben.« Der Schauspieler dachte nach und schien in die Tiefe eines Abgrundes zu blicken. Schließlich rollte aus der Abgrundtiefe das Wort hervor: »Ist die Dame zahlungsfähig?« »Großer Gott«, rief ich, »wo denken Sie hin. Es handelt sich um eine hochideale Angelegenheit. Verstehen Sie doch: die Dame schwärmt für die Seele des Onkel Jason, für Ihre Seele.« Wieder dachte der Schauspieler nach, dann sagte er düster-dämonisch: »Kann sie denn die Rolle schon?« »Mein Himmel«, rief ich, »so verstehn Sie mich doch; Sie sollen sie ihr ja lehren.« Er dachte wieder nach, dann fragte er: »Was soll ich denn für die Stunde nehmen?« »Besprechen Sie das mit der Dame selber«, sagte ich, »unserer Vereinbarung nach muß sie gleich hier sein.« Jetzt begann der Mime, offenbar bemüht, sich als guter Sprechmeister und Bühnenkünstler herauszustreichen, einen langen Sermon über die Schwierigkeiten der Bühnenlaufbahn, die Überfüllung des Berufs, zumal im Fach der Naiv-Sentimentalen und über die sittlichen Gefahren hinter den Kulissen. Plötzlich stand Frau Lo da. Ach, sie war reizend! Sie trug wieder das reizende Rokokokleid. Liebliche Liebeslöckchen hingen in die bleiche Stirn, und sie lächelte halb wie ein verträumtes Kind, halb wie eine reife Frau von Welt, als ich auf sie zuing und sprach: »Darf ich nun, verehrte Frau, Ihnen den Onkel Jason vorstellen? Wir haben bereits über Unterricht gesprochen, und im Prinzip ist Herr Staaramberg bereit.« Der Schauspieler besann sich auffällig auf die Rolle des Onkels. In seinem Gesicht ging die Sonne auf, die Erinnerung an Zigarren, Lachsschinken, Gänseleber, und ganz ritterlich rollte er los: »Ah, *Sie* sind es, meine Gönnerin, der ich so vielen moralischen Ansporn verdanke.« »Ganz meinerseits«, lächelte Frau Lo, »ich habe *Ihnen* zu danken, Onkel Jason«, und sie ergriff rührend seine Hand. Dazwischen sagte sie ganz Dame von Welt dem Kellner: »Bitte Mokka. Und die Herren trinken mit.« Ich war wütend und setzte hinzu: »Auch Kuchen.« Nun begann eines der bekannten »ästhetischen Gespräche über Kunst, Expressionismus, Freiheit der Kritik und die Dummheit der Theaterdirektoren. »Und in eine solche Welt wollen Sie sich hineinwagen, gnädige Frau?« Ich kam meiner

Freundin zu Hilfe und sagte: »Frau Fuchs-Colombini möchte zunächst nur von Ihnen geprüft werden.« Aber Frau Lo, arglos und offen, mit der ganzen Reinheit und Lieblichkeit ihrer Kinderseele, sagte vertrauensselig und schmachttend: »Ach, Onkel Jason, mir lag ja nur daran, Sie *kennen* zu lernen.« »Und Stunden zu nehmen«, ergänzte ich. »Ja, das auch« sagte Frau Lo. »Gut«, dozierte Scheppaniak (halb Betriebsassistent, halb Oberlehrer) »können Sie den Monolog der Jungfrau?« Wieder sagte ich hilfreich: »Das soll Frau Colombini erst von Ihnen lernen.« »Oder den Monolog des Gretchen?« fragte er weiter. »Ja, Einiges daraus«, log Frau Lo errötend. »Dann sagen Sie mal was auf.« »Doch nicht hier!« rief ich begütigend. »Wir können ja eine Stunde verabreden, zu der Frau Lo Ihnen zur Probe spricht.« »Ach ja«, griff Frau Lo diese Anregung auf, »darf ich die Herren vielleicht morgen zum Tee erwarten?« »Ich komme also um fünf«, sagte Scheppaniak. »Ich kann erst um sechs«, sagte ich. Herr Scheppaniak schrieb sich die Adresse auf: Waldstraße 6 und verabschiedete sich dann, weil er zur Probe mußte. Frau Lo bezahlte alles, und wir gingen. »Ist er nicht süß?« schmachttete sie. Ich sagte: »Der dümmste Kerl, den ich je gesehen habe. Da sollte ich mal an seiner Stelle sein.« »Sie denken zu realistisch«, sagte Frau Lo... Als ich am nächsten Tage gegen sechs in die wohlvertraute Villa am Waldrand kam, bemerkte ich gleich an Frau Los Empfangszimmer die Veränderung. Es sah aus wie das Empirezimmer, in welchem Onkel Jason die Besuche Jettchens empfängt. Am Kamin standen Ledersessel um das Tischlein mit Tee und Feinkost; aber Teller und Tassen waren unberührt. In der Mitte des Raumes stand ein Stuhl, davor kniete Frau Lo im Seidenkleid und schrie: »Meine Ruh ist hin, mein Herz ist schwer.« In der Ecke lehnte Scheppaniak stocksteif und korrigierte: »Gnädige Frau, sagen Sie nicht Ruh, sagen sie Rrrruh. Das Rrrr muß rollen. Und gehen Sie mehr aus sich heraus. Ich bitte Sie noch einmal die Stelle: sein Händedruck und ach, sein Kuß. Stellen Sie sich das doch deutlich vor: sein Kuß, sein *Händedruck*. Darf ich bitten?« Frau Lo warf auf mich den flehenden Blick der Gefolterten. »O«, sagte sie, »wollen wir nicht erst Tee trinken?« Der Schauspieler, vollauf bemüht, sich als Lehrer zu bewähren und die Aussicht auf die Unterrichtsstunden nicht zu verlieren, kasteite sich und ermahnte: »Lassen Sie uns zunächst noch einmal *repetieren*.« »Bravo!« rief ich, und setzte mich befriedigt an den Kamin und begann mit den Caviarschnitten, ging dann über zu den Lachsscheiben und endete mit den Süßigkeiten. Währenddes wand sich Frau Lo in Qualen vor dem Stuhl, der ein Madonnenbild vorstellen sollte, und der große Mime sprach ihr Mut zu: »Aller Anfang ist

schwer. Es wird schon werden.« Schließlich machte man eine Pause und nahm Tee. Frau Lo, aufgelöst, ganz angegriffen, machte vergebliche Anläufe, Scheppaniak in die Rolle des Onkel Jason zurückzubringen. »Ist nun der Onkel Jason mit seinem Jettchen zufrieden?« Der Künstler fühlte sich jetzt in einer anderen Rolle und dozierte als der große Meister der Sprachtechnik, wie man »dididi« und »rerere« machen müsse. Alle Anläufe zum Seelengespräch versagten, der Mann nahm seinen Beruf nicht ernst; (das mußte ich zugeben). Schließlich sagte sie ganz kleinlaut: »Ach, Onkel Jason, wie glücklich sind Sie, alle Abend Ihr Gefühl so ausdrücken zu können; ich kanns nicht sagen.« »Das lernt man«, sagte er, und nahm das fünfte Brötchen von dem, was ich ihm überlassen hatte; aber Frau Lo ließ nicht locker und kam bereits zu der immer wiederkehrenden Frage: »Muß der Schauspieler alles das empfinden, was er spielt?« »Ich fühle garnichts«, sagte Scheppaniak, »ich denke, was meine Frau kocht, und an das Schuhwerk der Kinder.« »Ach«, sagte Frau Lo, die das noch gar nicht bedacht hatte, Sie haben Kinderchen? »Vier«, sagte der Schauspieler, »zwei von meiner geschiedenen, eins von der Spanier-Scheppaniak« (nach dem vierten wagte Frau Lo nicht zu fragen; sie sagte kleinlaut: »Ich habe auch zwei«). In diesem Augenblick stürzte das Mädchen ins Zimmer: »Der gnä Herr!« Einen Augenblick schien die Situation für Frau Lo peinlich zu sein, im nächsten stürzte sie bereits ihrem Gatten entgegen, der in der Türe stand, etwas erstaunt auf unsere Gesellschaft blickte und etwas befremdet fragte: »Stör ich doch nicht?« Scheppaniak erhob sich sofort mit großer Würde und begann eine Rede: »Herr Direktor, Ihre Frau Gemahlin hat Talent. Ich bin bereit, die Ausbildung zu übernehmen.« »Ausbildung?« fragte Paul, »Ah, ja«, sagte Lo, »Herr Scheppaniak hatte die Güte, mich zu prüfen; ich möchte gern einige Deklamationsstunden haben.« Ich ging an Paul heran und flüsterte: »Mensch, Kaffer, störe sie nicht; es handelte sich um eine kleine Überraschung zu Deinem Geburtstag.« Paul sagte: »So, so; das freut mich.« Der Künstler, welcher ahnen konnte, daß der Gatte Schwierigkeiten schaffen könne, sagte: »Leider bin ich persönlich zu beschäftigt; aber meine Frau, Sie wissen, Alice Spanier-Scheppaniak wird den Unterricht gewissenhaft leiten.« »Ihre Frau?« hauchte Lo kleinlaut. »Das ist ja doch unwesentlich«, sagte ich, »ob Herr oder Frau Scheppaniak die Stunde gibt.« Paul, als Geschäftsmann, wollte gleich den Preis festsetzen. Herr Scheppaniak schlug 20 Mark vor. Nachdem das Geschäftliche abgemacht war, geboten Takt und gute Lebensart, das wiedervereinte Ehepaar nun allein zu lassen. Auf der Treppe sagte der Künstler: »Ich danke Ihnen, das ist eine reizende Familie. Wohl sehr

reich?« »So, so«, sagte ich. Acht Tage später traf ich Paul; er hatte gerade geschäftlichen Ärger gehabt und war daher gar nicht nett. »Das war wieder mal so eine Überstiegenheit von Dir, Lotte zu Deklamationsstunden bei dem gräßlichen Kerl zu überreden.« »Ich, überreden?« sagte ich. »Ja«, sagte Paul, »Lotte hat mir alles gestanden, daß Du sie in meiner Abwesenheit mit diesem Menschen im Café bekannt gemacht hast.« »Es war gut gemeint«, sagte ich, »ich wollte Lotte eine kleine Abwechslung schaffen.« »Unterlasse das künftig«, sagte Paul unverschämt, »sie hat an mir, Klaus und Tinter Abwechslung genug.« Acht Tage danach traf ich Lo; sie führte Klaus und Tinter spazieren, war daher ganz auf »Mutterschaft und Familienglück« gestimmt. Sie fuhr sofort auf mich los. »Sie als Menschenkenner hätten das wissen müssen, daß Robert Staaramberg kein höherer Mensch ist. Sie haben mich armes unerfahrenes Ding in eine schlimme Lage gebracht. Ich liebte seine Kunst, aber alles Menschliche enttäuscht. Und da haben Sie schuld.« »Ich? wieso? Ich habe doch gesagt, er ist der dümmste Mensch, den ich je gesehen habe; wäre ich doch an seiner Stelle gewesen.« »Sie enttäuschen auch auf die Dauer«, sagte Lo. Wieder acht Tage später redete mich Scheppaniak an, welcher gerade vom Skilaufen kam und sich daher in der Rolle »Wiedergeburt Deutschlands, Heldentum, Mannmann« fühlte: »Mein Herr, ein deutscher Künstler ist nicht dazu da, um müßige Stunden der Dilettanten auszufüllen. Was wollten Sie damals überhaupt? Die Frau hat drei Stunden genommen und ist dann weggeblieben.« – »Ich dachte, sie hätte vielleicht Talent.« – »Da sieht man den Laien«, rief Scheppaniak verächtlich, »völlig talentlos.«... wenn künftig jemals wieder Bekannte, die zum Höheren streben, mich bitten sollten, ihre romantischen Bedürfnisse zu unterstützen, dann werde ich grob.

5. Die Erziehung des Menschengeschlechts

Nein! Das darf ich mir nicht anmaßen, das Menschengeschlecht so in Bausch und Bogen zu erziehen, wie Gotthold Ephraim Lessing es im Jahre 1780 erzogen hat. Denn ich weiß nicht, ob ich die Botokuden und die Pescherähs miterziehen soll. Und wenn ich sie miterziehe, dann bleiben immer noch die Tiere unerzogen. Darum begnüge ich mich damit, nur in einem ganz bescheidenen Kreise nach Kräften erzieherisch zu wirken. Durch Höflichkeit, Verträglichkeit und Sanftmut. Und so habe ich denn auch letzten Sonntag zwei Damen aus

Kötschenbroda zu erziehen unternommen und will erzählen, wie ich das gemacht habe, damit diese Geschichte in die Schullesebücher komme und die Kinder lernen, daß sie sich nicht bloß fort- sondern hinaufzupflanzen haben.

Als ich in Hannover in den Eilzug 11 Uhr 30 Min. stieg, saß der bis Dresden durchgehende Wagen bereits gequetscht voll. Aber im letzten Augenblick drangen doch noch zwei umfangreiche Damen mit ausgiebigem Gepäck in unser Abteil. Und nach jenen verdammten Regeln der »guten Gesellschaft«, wonach der würdigste Mann dem unwürdigsten Wesen Platz machen muß, wofern dieses das Glück hat, als Weib in die Welt der Erscheinung zu treten, also aus fluchwürdiger Bildung und Kultur, drängten wir Männer uns zusammen, stellten die Gepäckstücke einander auf die Füße und räumten der umfangreichen Masse der zwei Zeitgenössinnen unsere Plätze ein, in deren Besitze diese sofort uns alle an die Wand zu quetschen unternahmen. Der Zug setzte nun seine Räder und die beiden Damen ihre Zungen in Bewegung. Und so rollten wir durch die norddeutsche Tiefebene. – Nun ist es eine merkwürdige Erfahrung, daß Menschen, welche zu Hause all ihre Privatangelegenheiten sorgsam verschwiegen behüten, auf Reisen alle Geheimnisse der Seele freigebig in die Ohren unbekannter Mitmenschen schütten, ohne danach zu fragen, ob es denen angenehm ist, das alles anzuhören. Die beiden Damen, offenbar Freundinnen, begannen ihr Inneres auszubreiten, unbekümmert um den nervösen alten Herrn, der in der Fensterecke einzuschlafen versuchte, gleichgültig gegen die drei Handlungsreisenden, welche auf einem umgestülpten Handkoffer Skat zu spielen unternahmen; gefühllos auch gegen den semmelblonden Jüngling mit den vielen Gesichtspickeln, welcher in einem Helden- und Abenteuerbuch von Karl May las; und völlig ehrfurchtslos sogar gegen mich, der ich durch unerwünschte Konversation rasend werde, wie Katzen durch den Geruch von Baldrian. Aber die Damen betrachteten eben sich selber als die Mittelpunkte in Gottes Schöpfung und glichen somit jenen Sonnen, von denen Zarathustra singt: »Erbarmungslos wandeln sie ihre Bahnen, unbillig im tiefsten Herzen gegen Leuchtendes, kalt gegen Sonnen, also wandelt jede Sonne.« Hinter Lehrte wußte ich bereits, daß die ältere der beiden, Adele Vogt aus Kötschenbroda sei, denn sie erzählte der jüngeren, daß Edgar die Villa in Kötschenbroda verkauft habe; dem Käufer sei der Kaufpreis von einer Viertel Million zu teuer gewesen und er habe gesagt, Herr Vogt, habe er gesagt, eine Firma wie die Ihrige... An der Valuta habe Edgar viel verdient, aber glaubst Du wohl Agathe... (Aha, dacht ich triumphierend, die andere heißt Agathe!) daß er mir Seidene bis

ans Knie kauft? Man kann doch nicht mit wollenen gehn! Die Baginski in Pillnitz trägt nur seidene. Aber wenn wir nach Dresden kommen, holt er mich ab und ich habe schon meine List. Ich weiß etwas. Aber ich kann es Dir nicht sagen. Nie! Und wenn ich gerädert würde. Ich nehme dies Geheimnis mit in das Grab. Aber ich weiß es *sicher*. Und wenn Edgar klug ist, dann geht er morgen zu Tietz und kauft Seidene, Durchbrochene. Sag mal, hättest Du für möglich gehalten, daß Willi und Hildchen sich heiraten? Kein Mensch in der ganzen Welt hätte das für möglich gehalten. Wie Hildchen immer war, dachte man doch: Sie macht sich aus den Männern rein gar nichts. Gott, ne hübsche Aussteuer hat sie! Einfach aber solide! Und erbt auch später, wenn die alte Meyer mal tot ist. Weißt Du, was ich glaube? Aber bitte nicht weiter-sagen! Sie wartet auf den Tod der alten Meyer. Aber sieh, so bin ich. Immer ehrlich, immer geradeaus. Falschheit widerstrebt meinem Charakter! Und wenn ich mal auf wen einen Pick habe, dann kann und kann ich nicht damit verkehren. Nie! Nie werde ich mit Hildchen verkehren. Ich sage es Dir offen, weil ich Deine Freundin bin. Hildchen ist eine freche Pute, und Willi könnte ganz andere Partien machen und jetzt hat er ihr sogar das neue Auto gekauft. Was? Das weißt Du noch gar nicht? Mercedes, prima ff!...« Hinter Braunschweig (wo Lessing begraben liegt) entstand endlich im Gespräch eine Pause, welche die jüngere der Damen, Agathe genannt, benutzte, um ihrerseits loszurollen, das könne sie nicht begreifen, wieso denn Hildchen eine »freche Pute« sei, sie fände Hildchen vielmehr sehr nett, und nun könne man doch in dem neuen Auto gemeinsam fahren. Worauf Adele sich sehr aufregte und sagte, sie wisse noch ganz Anderes von Hildchen, aber sie wolle nichts sagen, aber dies müsse sie denn doch mal sagen, denn so sei sie mal und Falschheit widerstrebe ihrem Charakter, und da wir nun durch die Magdeburger Börde fahren, den schönsten Zuckergarten Europas, so begannen auch die beiden Damen wieder zuckrig zu werden und verabredeten, daß sie gleich morgen, mit Hildchen zusammen im Auto nach Schandau wollten; der Kaffee sei in Sendigs Hotel zwar zu teuer, aber das würde wettgemacht durch den Sologeiger, denn der sei (Adele schwur einen Eid, sie wisse es genau) eigentlich ein polnischer Graf und heiße Spanowski und habe ein Verhältnis mit der Orlow, von der wieder Adele was wisse, was sie aber nicht sage, aber Agathe sagte, das sei unerhört, die Orlow sei so, daß man sich mit ihr in anständiger Gesellschaft nicht zeigen könne; und dies nun war das Stichwort, auf welches hin Adele mit dem großen Geheimnis, das sie zwischen Lehrte und Braunschweig mit ins Grab zu nehmen beabsichtigte, nun endlich herausrückte. Sie sei dahinter-

gekommen, daß Egon mit der Orlow im Bellevue gesessen habe. Agathe sagte, das könne sie nicht fassen und legte dafür die Hand ins Feuer, daß die Sache »platonisch« geblieben sei. Und nachdem wir in Halle angelangt waren, (wo die drei Skatbrüder ausstiegen, aber statt ihrer ein Gymnasiast mit einem ungeheuren, in Sackleinwand eingewickelten Waldhorn einstieg) da vereinbarten zwischen Halle und Leipzig die Damen, daß sie morgen auch die Orlow in Hildchens Auto mitnehmen wollten, um herauszubekommen, wie weit die Sache mit Edgar gegangen sei. Und dann geschah etwas noch Gräßlicheres! Die Damen, die als zwei Riesenfregatten mit ihren Breitseiten zwei Drittel des Abteils einnahmen, entluden ihre weiblichen Stoffbehänge, die wie Kuheuter aussehen und »Pompadours« genannt werden und begannen Platten Milkschokolade, Haufen Kognakpralines und Berge von Keks einander anzubieten! Nun ist es unvermeidlich, daß wenn man andere eindrucksvoll essen sieht, man ebenfalls Hunger bekommt, und das weiß jeder, daß, wenn ein Mitreisender mit Behagen zu essen beginnt, alsbald auch ein zweiter und dritter seine Eßware hervorzieht, bis schließlich der ganze Zug kaut. Und ich hatte nichts zu essen. Und auf den Gedanken, mir etwas anzubieten... wären diese herzlosen Weiber ja nie gekommen. Sie hätten sich im Angesicht des ganzen darbenden Deutschland ihre Milkschokoladen ausgetauscht und dabei unaufhörlich geredet. Allen Mitreisenden sah man die von Stund zu Stund wachsende Verzweiflung an. Die beiden Damen mordeten mir den guten alten nervösen Herrn, der auf seinem Flecke her und hin rückte, wie ein Pendel, welches drehkrank zu werden droht. Der harmlose Gymnasiast, sein Waldhorn zwischen den Knien, vergleichbar einer von Bernini gemeißelten Muse der Tonkunst, sperrte Mund und Nase so sehnsüchtig auf, als hoffe er, daß die Kognakpralines gegenüber ihm hineinfließen würden, und der semmelblonde Heldenjüngling mit den vielen Gesichtspickeln schielte auch nach der Milkschokolade, so daß man wohl merkte, daß er nur geteilten Herzens im Urwalde Elefanten jagte... In der Gegend des Schlachtfeldes von Lützen, wo Nietzsche begraben liegt, geschah es, daß auch der letzte Schleier fiel, indem wir nun auch erfuhren, daß die jüngere Dame, Agathe, noch ein Fräulein und aus der Adelsfamilie von Kuhle- mann ist. Das ging hervor aus einer weitläufigen Geschichte von einem Baron, der sich für sie interessiert, eine Geschichte, während deren sie dreimal bei ihrer Ehre schwur, daß alles wahr sei und jeden Satz mit den schaurigen »Nüch?« beendete... Und da sitze ich, nüch? grade auf der Brühlschen Terrasse, nüch? und denke rein gar nichts, nüch? und da kommt der Baron, nüch? und sagt zu mir, nüch? Adele, auf Ehre,

Gott soll mich strafen! Gnä Fräulein, sagt der Baron, wenn ich Herrn Vogt nicht vom Totalisator her kennen täte, so hätte ich gleich gedacht: Das ist ein Offizier in Zivil! Adele schrie: »Himmlisch! Das muß ich gleich Edgar erzählen!« Aber da geschah's endlich! Meine Nerven platzen. Und wie Sokrates berichtet, daß in Schicksal Augenblicken sein inneres Dämonion ihm zuzuraunen pflegte, was er zu tun habe, so sprach in diesem Augenblick auch zu mir mein inneres Dämonion: »Schatzi« flüsterte es (denn es ist immer nett zu mir) »Schatzi, weißte, zeige Dich würdig Deines akademischen Berufes. Strafe die beiden; aber vergiß nicht: »Strafe soll sein ein Salat, der mehr Öl als Essig hat!« Ich zog also, Verwunderung markierend, meine Taschenuhr und murmelte vor mich hin: »O wunderbar, wunderbar, ganz wunderbar!« Zuerst achtete keiner der Mitfahrenden auf mein Benehmen. Aber was man mehrfach tut, wirkt zuletzt ansteckend, und als ich zum sechstenmale meine Uhr zog, da begannen auch die anderen ihre Uhren zu ziehen und schließlich fragte Adele: »Haben wir denn Verspätung?« Da machte ich eine Verbeugung und entgegnete sanft: »Keine Verspätung! Nicht dies ist es, was ich bewundere. Ich bewundere Sie, gnädige Frau.« Agathe und Adele blickten ungewiß einander an. Etwas unsicher murmelte Adele: »Was wollen Sie damit sagen?« Ich zog wieder meine Uhr und sagte im Tone warmherziger Menschenliebe: »Wir sind um 11 Uhr 30 Min. von Hannover abgefahren, und jetzt ist es 6 Uhr 30 Min. Also sieben Stunden! Ich habe gelesen, daß der ergiebigste Redner im deutschen Reichstage, der Herr Abgeordnete Müller III, fünf Stunden reden kann, in einer Tour. Ich selber bin Redner, aber bringe es nicht über drei. Ich wollte, ich hätte Ihre Lunge! Darum gestatten Sie, daß ich den Zoll meiner Bewunderung Ihnen zu Füßen lege.« Wieder blickten Agathe und Adele sich an, als wollen sie sagen: »Hast Du Worte?« Dann sagte Agathe mit zittriger Stimme: »Man wird sich doch wohl auf der Fahrt ein bißchen unterhalten dürfen.« Und Adele setzte etwas schnippischer hinzu: »Wenn Sie Unterhaltung stört, dann nehmen Sie sich doch ein Coupé für sich allein.« »Mein Gott« rief ich, »ist es möglich daß wir Menschen einander so verkennen?! Meine Damen, so bin ich nun mal, immer ehrlich und geradeaus! Falschheit widerstrebt meinem Charakter; meine Damen, Sie hören aus mir die ehrliche Sprache der Bewunderung, ja ich darf sagen, auf der Tafel meiner Erinnerung stehen fortan in goldenen Lettern die Namen: Adele Vogt und Agathe von Kuhleemann«... Was ist ein Name? fragt Shakespeare, Na! Hier hätte er mal sehn sollen, was ein Name ist. »Sie kennen uns?! schrie Adele hysterisch, das ist eine Indiskretion ohne Gleichen.« Agathe Kuhleemann sagte zermalmend:

»Sie sind ein Spitzel, ein Detektiv, Sie drängen sich in fremde Privatgeheimnisse.« Dann schrie wieder Adele: »Zwei schutzlose, allein reisende Damen!« und Agathe schrie: »Man solle die Notleine ziehen und den Menschen festnehmen lassen.« – Jetzt mischte sich der blonde Jüngling mit den vielen Gesichtsstippen ins Gespräch und wollte die Sache begütigen: »Mich hat die Unterhaltung der Damen nicht gestört; es war manches so interessant.« Aber der alte Herr knurrte auf, wie ein verkalkter Löwe: »Aber *mich* hat das Geschwätz gestört; man kann dabei weder schlafen noch Zeitung lesen.« Die Damen schlugen jenes bekannte nervöse Lachen auf, welches Frauen immer aufschlagen, wenn sie sich gar nicht zu helfen wissen. Ich aber legte die Hand auf die Brust und sagte voller Liebe: »Mich hat das Geplauder der Damen nicht nur nicht gestört, sondern aufgeheitert, erhoben und belehrt. Wie schnell ist uns allen die Fahrt vergangen! Zwar habe ich bedauert, daß Herr Vogt mit der Orlow im Bellevue gesehen wurde, aber im Geiste nahm ich doch schon frohen Anteil an der morgigen Autofahrt nach Schandau, und wenn auch in Sendigs Hotel der Kaffee zu teuer ist, so entschädigt mich der Geiger, weil er ein Graf ist und Spanowski heißt, und wenn es wirklich wahr ist, daß die Orlow mit ihm ein Verhältnis hat, so möchte auch ich wohl mal die Orlow kennenlernen, denn sie muß ein Biest sein, und so was liebe ich.« Jetzt geschah etwas Unerwartetes. Adele (wohl aus Wut über die Orlow) zog ihr battistenes Tüchlein und begann wortlos zu schluchzen. Agathe aber zeigte das Adelsblut der Kuhleemann und sagte stolz: »Weine nicht, Adele, die Männer sind es nicht wert.«... »Meine Damen«, sagte ich, nett und lieb wie ich sein kann, »weinen Sie nicht, wir alle hier werden ritterlich bis zu unsrem Tode schweigen. Die Sache mit der Orlow bleibt in der Familie. Und was Sie über Hildchens Charakter denken und daß Sie auf den Tod der alten Meyer wartet, soll keiner außer *uns* je ahnen. Nicht wahr, meine Herren?« so wendete ich mich an den Pickeljüngling und an die Berninische Muse der Tonkunst. »Gewiß!« sagten alle – Und plötzlich war die ganze Gesellschaft voller Liebe und Wohlwollen. Der nervöse alte Herr wurde ganz aufgekratzt. Der Gymnasiast tutete in das Horn. Der Semmelblonde machte mir eine Verbeugung und näselte: »Alle Hochachtung!« Worauf ich ihm eine wiedermachte und sagte: »Ganz auf meiner Seite!« Nur die beiden Damen hatten ihr Wesen gewandelt. Sie saßen da, wie Schwäne, die auf einen gackernden Hühnerhof geraten sind, und wenn ich nicht einen halben Tag lang erlebt hätte, daß sie reden können und wie sie reden können, jetzt hätte ich geglaubt, sie seien zwei taubstumme Göttinnen, viel zu erhaben, um unter Menschen zu reden. Sie starteten

mit verglasten Augen in die Schneelandschaft, als ob draußen in der Nacht etwas fabelhaft Interessantes zu sehen sei; nur von Zeit zu Zeit hauchten sie einander etwas ins Ohr und zogen ihre Uhren. Gegen neun lief der Zug in Dresden ein. Wir nahmen herzlich voneinander Abschied. Ich machte vor Adele Vogt und Agathe von Kuhleemann eine ritterliche Verbeugung und sagte: »Nichts für ungut, meine Damen.« Aber sie taten, als sei ich Luft. Ich ließ sie zuerst aussteigen und half ihre Gepäckstücke auf den Perron aufspeichern; sie ließen alles liegen und stürzten kreischend auf eine runde kleine Nudel los, in welcher ich sofort Edgar erkannte, obwohl ich nicht begreife, warum der Baron findet, daß Edgar wie ein Offizier in Zivil aussieht. Ich hörte gerade, wie Edgar fragte: »Herzi, wie war die Fahrt?« Und wie Herzi antwortete: »Frage nicht Männer, wenn ein solcher Rohling im Kupee sitzt.« Da sprach noch einmal mein inneres Dämonion: »Theodor, vergelte ihnen Böses mit Edlem«, und ich sagte: »Hier gnädige Frau, liegt noch ihr Pompadour und eine halbe Tafel Milkschokolade!« Edgar blickte mich durchbohrend an. Offenbar beabsichtigte er, martialischen Eindruck zu erwecken. Da sprach zum *letztenmal* mein inneres Dämonion: »Jetzt benimm Dich, Lessing, wie wenn Du ordentlicher Professor der Pädagogik seiest und erziehe das Menschengeschlecht, so, wie die deutsche idealistische Philosophie, Kant, Fichte und Eucken es der Nation beigebracht haben.« – »Ein Wort Herr Vogt!«, sagte ich leise, auf die kleine runde Nudel zugehend, (während die Damen die Gepäckstücke nachzählten, denn sie glaubten vielleicht, daß ich welche stehlen könne), »wenn ein Unbekannter Ihnen raten darf, kaufen Sie Ihr zwei Dutzend Durchbrochene aus Seide, bis übers Knie. Erstens: Die Baginski in Pillnitz hat auch welche. Und zweitens: Sie weiß zwar noch längst nicht *Alles*. Aber *das* hat sie doch schon heraus, daß Sie und die Orlow im Bellevue waren.« – Da drückte mir Herr Vogt leise diskret die Männerhand und flüsterte: »Mein Herr, ich danke Ihnen.«

6. Das Problem der doppelten Moral

Man mag noch so viel rufen: »Fort mit der doppelten Moral. Es gibt für beide Geschlechter nur eine Sittlichkeit! –, in den Herzen wird immer wieder eine zweifelnde Stimme fragen, ob es denn nicht, wie für tausend verschiedene Lagen, tausend verschiedene sittliche Forderungen, so auch für Frau und Mann ganz verschiedene Wertgesichtspunkte

geben müsse. Wenn nahezu alle Philosophen, welche über Geschlechtsethik nachgedacht haben, dem Manne unvergleichlich größere Freiheiten zubilligten als der Frau, so wird das doch nicht nur auf die »ordrokratische Wirtschaft«, die »Hörigkeit des Weibes«, die »patriarchalische Selbstgerechtigkeit der Männerwelt« zurückzuführen sein; Kant, Herbart, Hegel, Fichte, Schopenhauer, alle berufen sich auf Unterschiede der Natur und bewerten, insbesondere in bezug auf die geschlechtliche Treue, indem sie auf die außermenschliche Natur verweisen, den Treubruch der Frau viel rigorosier als den des Mannes. Ja, Fichte versteigt sich zu der Behauptung, daß Ehebruch auf seiten der Frau ein Verbrechen wider die Natur, dagegen auf seiten des Mannes lediglich ein »Kontraktbruch«, (ein Unrecht unter bürgerlichem Gesichtspunkt), im übrigen aber nicht unnatürlich sei. Daß Schopenhauer die »ungeheure Weisheit Asiens« rühmt, die Frauen am liebsten zum Alleinbesitz des Mannes einkäfigen und die Polygamie wiederherstellen, ja die weibliche Wahlfreiheit ausschalten möchte, das erklärt sich keineswegs nur aus Despotenlaune und Machtwillen; glaubt doch der Philosoph, daß diese Ungleichheit der Moral in der Metaphysik des Lebens selber verwurzelt sei. Ich will nun im Folgenden die Gründe für diese Ungleichheit des Rechts und der Pflicht klarzustellen versuchen. Es versteht sich von selbst, daß der biologische Charakter des Liebeslebens, das heißt die Beziehung der Geschlechtsethik auf das Kind und die Erhaltung der Gattung dabei von jeher entscheidend war. Promiskuität, Panmixie, Mangel an Stabilisierung der Art, ist seit je Quelle aller Entartung, aller Gestalten- und Völkertode gewesen und die Kontinuität der Familie und Rasse hängt einzig ab von der Geschlechtstreue des Weibes. Eine biologische Erfahrung von schlechthin mystischem Charakter ist aufschlußreich. Der Tierzüchter weiß, daß selbst die einmalige Abirrung einer Rassehündin zu einem Hunde von minder edler Rasse auch für alle Zukunft die ganze Zucht verdirbt, indem auch alle späteren Würfe von Hunden gleich edler Rasse wieder zurückschlagen können auf den einen, minder wertvollen Hund, der die Rasse verdorben hat. Die Erklärungen, die man für diese Tatsache bei der Hand hat, sind eigentlich ganz mystischer Natur. Man nimmt an, daß bei der Begattung und insbesondere während des Austragens der Frucht eine »Intussuszeption des Keimplasmas« stattfindet, mit andern Worten, daß sich der ganze weibliche Organismus und nicht etwas nur die befruchtete Generationszelle mit dem männlichen Keimstoff durchdringt, so daß dieser in das Blut und in die Gewebe übergeht und eine dauernde Veränderung und Disposition für alle weiteren Geburten hinterläßt. Ich

würde diese Behauptung für ganz unglaublich und unbegreiflich halten, wenn ich nicht als Hundeliebhaber und Hundezüchter die Bestätigung zu oft selbst erlebt hätte; sogar in Fällen, wo nach der dritten und vierten Deckung, ja mehrere Jahre nach dem Fehlwurf, bei einzelnen neugeborenen Hunden wieder Merkmale auftraten, die auf den Stammbaum des Übeltäters hinweisen, der durch ein bloß einmaliges Eheversehn ein für allemal die Zuchthündin verdorben hatte. Es ist mir auch gar nicht zweifelhaft, daß die menschliche Gattung ähnlichen Gesetzen untersteht, daß insbesondere eine verwitwete oder geschiedene Frau, die schon einmal empfangen hat, noch Jahre später in einer neuen Ehe Kinder zur Welt bringt, die auf den oder die früheren Gatten zurückschlagen. Diese biologische Tatsache würde genügend erklären, warum von jeher die einseitige Geschlechtstreue der Frau so rigoros gefordert wurde; selbst in den Fällen, wo der Wechsel des Geschlechtspartners nicht zum Entstehen neuer Kinder führt; wir wissen eben nicht, in welchem Maße eine jede Frau physiologisch zum Geschöpf des von ihr begünstigten Mannes werden kann; während es sicher ist, daß der Mann aus noch so vielen wechselnden Geschlechtsbindungen unverändert (d.h. physiologisch unverändert) hervorgeht. Aber diese Erklärung der doppelten Moral bleibt doch nur draußen stehn. Es handelt sich schließlich, wenn wir von Treue und Untreue reden, um nichts Körperliches, sondern wir fordern eine bestimmte Einstellung der Seele und billigen beim Manne seelische Ausschweifungen, die wir der Frau versagen. Mit welchem Rechte? Die Frage dürfte zu lösen sein, wenn wir zuvor fragen, ob wir denn wirklich bei jeder Frau die geschlechtliche Degagiertheit mißbilligen oder umgekehrt jedem Manne sie gleichartig zugute halten. Es dürfte gewiß sein, daß jedermann das Leben einer großen Liebeskünstlerin, einer Lais oder Ninon de Lenclos, oder auch das Leben einer Virago, eines Mannweibs wie Elisabeth von England oder Katharina von Rußland ganz anders bewertet als die Leichtfertigkeiten und Irrungen einer kleinen Bürgersfrau. Es dürfte ferner gewiß sein, daß die Tagebücher eines Casanova mit allen ihren erotischen Abenteuern uns diesen Don Juan-Typ nicht unsympathisch machen, während z.B. die Tagebücher Zacharias Werners, die äußerlich betrachtet, dasselbe Geschehen verzeichnen, recht widerwärtig anmuten und nichts aufkommen lassen, als ein halb widerwilliges Mitleid mit einem von seinen Lastern gehetzten armen Schwächling. Entscheidend also ist das Maß von positiver Lebenskraft und Aktivität, das wir in den Abenteuern und Extratouren der Unmoral erföhlen. Wir sind geneigt, Freude, Aktivität, Selbstbejahung, ohne nach den Inhalten zu fragen, als einen

Wert anzuerkennen und urteilen (so ungerecht das sein mag) ganz verschieden, je nachdem der handelnde Jäger oder Wild, Täter oder Erleider seiner Handlungen ist. Wir vertrauen dabei instinktiv auf das unendlich freie sittliche Barometer in der Brust eines jeden Menschen, welches (ganz unabhängig von allen Beschönigungen und Bemäntelungen einer immer bereitwilligen ethischen Dialektik) ganz zweifelsfrei in der stillsten Stunde sagt: »Du bist nicht Einer, der dieses darf« oder »Du darfst das, denn du kommst reicher, froher, stärker wieder daraus hervor«. Dies allein entscheidet. Wir begreifen, somit auch von seiten des Psychologischen, warum die Geschlechtmoral im allgemeinen gegen die Frau strenger sein muß: Die Sache geht bei ihr tiefer; sie wird leichter zum Opfer werden; sie ist die ergriffene, hingegenommene, überwältigte; nicht die souveräne Lebensspielerin, welche etwa einen guten Jungen hernimmt, abküßt und dann fröhlich zum Teufel schickt. Im selben Maße aber, als auch beim Manne »die Sache ernst wird«, sentimentalisch, tragisch, ethisch, sind wir geneigt, die Doppelheit der Wertung nicht anzuerkennen. Vielleicht haben wir auch hier den Beweis, daß alles Moralische mit dem Leide zusammenhängt (mit einem guten Wortspiel könnte ich sagen: »Moral ist ein Sich-Schlecht-befinden«), während die Natur des Lebens nichts will als Tätigkeit und Freude.

7. Mitleid

Als Zarathustra auf dem Gipfel seiner Schönheit und Weisheit angelangt ist, und der Sonne das Honigopfer darbringt, jenes Opfer, welches die letzte Reife und Süße symbolisiert, da erschallt plötzlich aus der Ferne ein großer Notschrei. Die Not der »höheren Menschen« schreit nach »Erlösung«. Und Zarathustra stürzt hin, wie ein plötzlich gefällter Baum zusammenkracht. Seine »letzte Gefahr« ist nun da. Das Mitleid ist geboren: jene ethische Allgewalt, welche alle ästhetische Reife und Schönheit immer wieder zerbrechen *muß*. Sogar Gott ist am Mitleid gestorben, am Mitleid, welches das Vollendete hinunterreißt in das Mindere und Mindervollendete. Alle großen Denker haben diese negative Natur des Mitleids durchschaut. Mitleid und Reue waren stets die am meisten verachteten Affekte. Spinoza verdammt sie in klaren Worten. Kant verwirft sie nicht minder. Beide sehen im Mitleid einen passiven Affekt, den sie darum verwerfen, weil Aktivität und Freude ihnen das Wesen des Lebens zu sein scheint. Es

war daher ein ungeheurer Gedanken Schopenhauers, das Mitleid geradezu für die Wurzel aller Ethik zu erklären. Richard Wagner, Tolstoi, Dostojewski, fast alle neueren russischen Denker sind diesem Gedanken gefolgt. Und sie behielten Recht. Denn wenn auch Mitleid zweifellos keine ethische Verhaltensart ist, so ist darum doch nicht ausgeschlossen, daß diese Negative die Wurzel aller ethischen Verhaltensarten sein konnte. Es dürfte zunächst klar sein, daß Mitleid, d. h. ein auf dem Umwege der Mitahmung fremden Leides erfahrenes Leid, keine positive Steigerung meines Lebensgefühles und meiner Lebensfreude bringen kann. Mitleid ist vielmehr der Tod aller ›Stimmung‹. Mitleid ist genau das Gegenteil alles ästhetischen und eigenbezüglichen Erlebens. Wohl aber läßt das Mitleid eine Steigerung sekundärer (»geistiger«) Erlebnisse, ein Wertgefühl der ›Persönlichkeit‹ in mir hochkommen und immer ist das Mitleid mit einer Steigerung meines Wissens um die andere Welt, mit einer Bewußtseinerweiterung verbunden. Mit großem Scharfblick läßt die Legende den Buddha, wie Wagner den Parsifal durch Mitleid wissend werden und mit tiefer Instinktsicherheit pflegen alle religiöse und ästhetisch gestimmten Naturen im Mitleid (und mithin in der sozialen Ethik überhaupt) die »schrecklichste Menschenkrankheit«, die Lähmung alles fröhlich gesunden Heidentums zu erspüren. Diese Lebenslähmung durch Mitleid geht soweit, daß der absolut Mitleidige auch völlig lebensunfähig sein würde. Wüßten wir z. B. die ganze Werdeggeschichte auch nur einer Fliege, alle die Nöte, Kämpfe, Hemmungen, die zu überwunden waren, bis dies Geschöpf sich durchsetzte, ja, erfaßten wir ein Geschöpf in seiner individuellen Bestimmtheit (also nicht als abstrakte Gattung, sondern miterlebend als dies einmalige Stückchen Leben), so würden wir vollständig unfähig sein, töten zu können. Soweit also der Mensch ethisch erkennendes Wesen (d. h. Mitleidsmensch) ist, schleppt er sich notwendig mit einem grauenhaften Ballast tragischer und halber Gefühle. Wer von uns hätte nicht Liebschaften, Freundschaften, Bekanntschaften, die er fortkultiviert einzig darum, weil er durch die Loslösung wehetun müßte und weil er nicht ertragen kann, andere leiden zu machen. Und doch ist dieses Mitleiden keineswegs ein primäres, sondern ein am sentimental (sogen. altruistischen) Menschen: wie denn z. B. schon in der Liebe zum Hunde ein Stück widrige Sentimentalität liegt, im Gegensatz zur rein ästhetischen Freude an der raubenden Katze; (man erkennt an der Vorliebe für den Hund leicht die soziale, moralische Natur, wie an Geiste gebrochenes Gefühl, kennzeichnend für den der Vorliebe für die Katze die mehr eigenbezügliche, ästhetische). Stellt man sich nun aber einmal auf den

Standpunkt moralischen Wertens, so ist es ungemein billig, die mitleidigere Natur für die bessere zu erachten. Man spottet über den satten Bankdirektor, der beim Anblick des Bettlers aufschreit: »werft mir den Schnorrer aus dem Hause, sein Anblick zerreißt mir das Herz.« Aber hat man je durchdacht, daß in der Tat jeder schöpferische und lebendige Mensch hundertmal am Tage so spricht; daß ein Mensch wie Goethe grundsätzlich ein ganzes Leben lang ehrlich so gesprochen hat?... Man kann nun wohl das Wesen des Mitleids am tiefsten fassen, wenn man es mit der Liebe vergleicht. Der verhngnisvollste Irrtum der Psychologen ist wohl der, daß sie gleich Schopenhauer, Mitleiden für ursprünglicher als Lieben halten, ja wohl gar gelegentlich den Satz Heinrich Heines umschreiben: »Das Mitleid ist die Weihe der Liebe; vielleicht die Liebe selbst.« Die wunderlichste Verwechslung dieser Art ist die Philosophie Ludwig Feuerbachs. Dieser Denker hielt den »Altruismus« (er selbst nennt ihn »Tuismus«) für den Ausdruck »kosmischen Allgefhls«; für das unmittelbarste Einfhlungserlebnis in alles Fremde. Nimmermehr! Die gesunde naive Natur kennt nirgendwo eine Liebe für Negatives, etwa Liebe für das Schwache, Defekte, Kranke, Miborene. Soweit nicht das schwächere Geschöpf, wie in der Elternliebe der Tiere, als ein Teil meiner selbst erfhlt wird, ist es ohne weiteres zum raschen Tode bestimmt. Nirgendwo außerhalb der Menschenwelt wird Leiden und Leidendes begehrt. Auch beim normalen Menschen ist Mitleid so wenig die »Weihe der Liebe«, daß man in der Regel gerade dort zu lieben aufhört, wo man zu bemitleiden beginnt. Die ungeheure Seltenheit des Erotischen in der modernen Welt (bei allem Unfug, den diese moderne Welt mit dem Worte Erotik treibt) hat wohl vor allem darin ihren Grund, daß uns jedes erotische Erlebnis zu einem sentimental ethischen Erleben entartet. Von dem Augenblick an, wo wir uns in das fremde Leben hineinziehen lassen, helfen, stützen, fördern, erkennen (nicht nur um unserer Selbststeigerung willen) ist auch schon der erotische Zustand zerbrochen, wengleich die Verwechslung von amor und caritas, von irdischer und himmlischer Liebe schon so weit gediehen ist, daß eine gar nicht wertende und mithin mitleidlose Liebe mir schon fast unmöglich zu sein scheint. Als typisches Beispiel für diese im Kern ganz unerotische Mitleidserotik erscheint mir die Lyrik Franz Werfels, in welcher (etwa im Gegensatz zu heidnischer Liebeslyrik) jedes Gefühl bis zur ethischen Spitze getrieben, in ein »Das sollte nicht sein« umschlägt. Jene Frage, welche Darwin gelegentlich aufwarf, ob wohl Mitleiden aus der Geschlechtsliebe oder umgekehrt Geschlechtsliebe aus Mitleid »erklärt« werden könne, scheint mir prinzipiell beant-

wortbar. Es ist vollkommen sicher, daß Mitleid nicht vor der Geschlechtsliebe bestanden haben kann, wie denn überhaupt jedes auf Wissen und Werten um das Andere hinweisende Gefühl eine Zerschneidung des kosmischen Einklages und Einsgefühles und etwas Unnatürliches und Abnormes sein dürfte, ein Brechen des Lebens am Felsen des Geistes und der Norm.

Am tiefsten kommt uns das zu Bewußtsein bei all den Erlebnissen, die in irgend einem Sinne ›tragisch‹ sind. Gemeinsam ist ihnen allen, daß dabei etwas Negatives (Krankheit, Leid, Entartung, Tod) gleichsam als Transparent dient, um höhere positive Werte fühlbar zu machen. Wir können den häßlichsten, kränklichsten, ärmsten Menschen leidenschaftlich und ohne Mitleid lieben, wofern wir durch das Negative hindurch hingeführt werden zu positiven Lebensgefühlen, etwa gerade im Kranken und Armen die heroische Seele fühlen. Damit freilich erhob sich eine neue Welt aus dem großen Lebensstrom: die menschliche Welt des Logisch-Ethischen, die Welt des Christentums und seine Weltgeschichte. Alle heidnische Liebe ist Sinnenliebe, durchaus Bejahung meiner Selbst in Wesenseinheit und Einfühlung in alle starke, gesunde und erfreuende Gestalt. Daß aber auch aus dem Nichterfreuenden, aus Schmerz, Krankheit, Verkümmern (wovon der nichtchristliche Instinkt sich abwendet) neue Quellen der Bewährung und Erhöhung hervorbrechen können, daß Quälgeister zu Quellgeistern werden können, das haben erst die Wertreligionen Buddhismus und Christentum die arme Menschheit gelehrt. Sie haben die Lust der Träne (joy of grief), die romantische Liebe geboren, mithin freilich auch mit dem Mitleid alle Perversion und Perversität des Geschlechtslebens (denn es gibt keine Perversität, die nicht auf unterdrücktes oder übersteigertes Mitleiden; in bestimmten Fällen sogar auf ein Selbstbemitleiden hinauslief.) Es ließe sich leicht zeigen, daß die Fruktifizierung der negativen Gewalten, wie z.B. der körperlichen Schwächlichkeit, der Entbehrung, des logischen Widerspruches, des moralischen Paradoxes, der Reue usw. das eigenste Werk der christlichen Jahrtausende war. In diesem Sinn ist Mitleid als Wurzel aller ethischen Erlebnisse das christliche Urerlebnis (überhaupt das Christliche minder etwas Religiöses, als etwas Ethisches); zugleich aber auch der Bruch mit dem heidnischen Allgefühl naturumschlunger Glückseligkeit. Diese neue Weltanschauung hat es zuletzt dahin gebracht, daß die Menschheit geadelt, aber ihr Glück getötet wird. Ja (um es paradox auszudrücken) es ist für keinen Menschen so schwer in der gegenwärtigen Welt zu leben, als für den glücklichen Menschen; denn die christliche Freude blüht erst aus Gräbern.

Fassen wir diese knappe Betrachtung knapp zusammen, so können wir sagen: Die großen Denker, Buddha, Jesus bis auf Schopenhauer und Tolstoi haben ganz mit Recht im Mitleid die Wurzel der Ethik gesehen. Aber sie haben noch nicht gesehen das große europäische Zukunftsproblem: daß die mit dem Siege der Humanität und des Hominismus mit Massenvermehrung der Menschen und mit Naturnutzung durch den Menschen auftretende Welt der Werte nicht in der Natur, sondern in der am Geist und durch den Geist gebrochenen Natur verwurzelt ist, so daß das Leben an der Ethik stirbt, wie die Liebe starb am Mitleid. Man mag das ein höheres Leben nennen. Man mag (vom Standpunkt des wertenden Menschen aus) die Erlösung der Sinnenfreude zur himmlischen Mitleidsliebe predigen. Sicher ist das ungeheure Paradox, daß die vollkommen siegreiche Logik zuletzt zum Wahnsinn, daß vollkommenste Recht zum vollkommenen Unrecht führen muß und daß die vollständige Ethisierung alles Lebens einmündet in einen Zustand, der nicht mehr zu essen, zu trinken, zu atmen, zu töten erlaubt. Dann steht aus Mitleid mit allem Lebenden das Herz der Welt stille!...

8. Essen und Trinken

Würde man die modernen Menschen fragen, »welchen Sinn hat Essen und Trinken«, so würden die Antworten immer den gleichen Typus offenbaren. Sie würden offenbaren, daß man sich gewöhnt hat, Organismen als Kraft- und Bewegungszentren, das heißt gleich Maschinen und Artefakten zu betrachten, deren »Arbeit« oder »Funktion« durch die Zufuhr neuer »Energien« unterhalten wird. Somit ist das Ernährungsbedürfnis der einzige Sinn des Essens und Trinkens, welchen der moderne Mensch kennt und begreift, ohne darüber nachzudenken, daß nur in ganz kleinem Ausmaße ein Bedürfnis nach Nahrung bei allen Tafel- und Trinkfreuden mitspricht, da man ja ein bloßes Ernährungsbedürfnis sehr wohl auch durch Zufuhr chemischer Energie (etwa vermittelt überall aufgestellter Ernährungsautomaten), befriedigen könnte und da doch in der gesamten Natur unvergleichlich viel mehr gegessen und getrunken wird, als es zur Arbeitsleistung nötig wäre; ist es doch einem neueren Psychologen gelungen, klar nachzuweisen, daß das Verdauen überzähliger Nahrung eine »Arbeitsleistung« darstellt, welche unseren Organismus an der Maximalausnutzung verhindert, so daß die erste Vorbedingung zur »Steigerung

menschheitlicher Arbeitsverwertung« eine gewaltige Einschränkung alles Essens und Trinkens sein müßte. Jeder Sportsmann, überhaupt jeder, der sich zu »Rekordleistungen« trainiert, kann die Wahrheit dieser Beobachtung bestätigen. Es ist aber völlig in Vergessenheit geraten, daß auch Essen und Trinken, ja daß Essen und Trinken in allererster Reihe metaphysische Tatsachen sind, mit denen alle Kultur der Vorwelt, alle Riten, Symbole, Mythen sich erfüllten, bis die Mystik und Magie der Natur, in welcher jeder verzehren muß und verzehrt wird, völlig verloren ging, einer gefräßigen Betriebsmenschheit, welche gleichsam die ganze Natur nur noch einzuteilen vermag in Gebilde, die nur den Menschen nützlich und faßbar und in solche, welche für den Menschen unnütz und ungenießbar sind. Die ursprüngliche Naturmenschheit bringt noch heute die Triebe des Sicheinverleibens und den Drang nach bestimmten Speisen und Getränken, (der ja bei jedem Geschöpf ganz andersartig ist) in Beziehung zu den Sym- und Antipathien im Erotischen, worauf sogar die Volkssprache noch hinweist mit Wendungen wie: »Sich vor Liebe fressen wollen«; »zum Anbeißen schön«, »jemanden mit den Augen verzehren« usw. – Dieser Übermächtigungs- und Selbsterweiterungstrieb scheint beinahe das letzte metaphysische Element zu sein, das einer völlig naturlos gewordenen und mithin entheiligten Zweckmenschheit von der Magie des Essens und Trinkens auch heute noch übrig blieb. Der letzte Ausläufer davon ist jene Spende- und Gebeseligkeit gastfreien Auftischens, ja Aufkarrens ungeheurer Speisemengen bei Symposien und Tafeleien. In der spätrömischen und byzantinischen Gesellschaft (wie heute in vielen amerikanischen und einigen sehr rationalisierten jüdischen Kreisen), begegnet man dieser Art Gasterei, welche gleichsam die gesamte Umwelt dem geehrten Gaste zu machterweiternder Einverleibung zur Verfügung stellt, eine psychologische Erscheinung von ähnlicher Art, wie beispielsweise das Vorbinden und Vortäuschen künstlicher Bäuche, in der Hofgesellschaft zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten oder wie das Aufstülpen riesiger Perücken, Hüte, Kriolinen, das Tragen mächtiger Stäbe und Szepter, – alles Sittenphänomene, die auf den Einverleibungstrieb und auf die Macht- und Einflußerweiterung der Personalsphäre hinauslaufen. Aber wenn somit die quantitative Bereicherung durch Essen und Gegessenwerden (jenseits bloßen Nahrungs- und Selbsterhaltungsbedürfnisses) noch gefühlt wird, so sind doch alle jene zarten Beziehungen des Hinnehmens und Hingebens völlig tot. Beziehungen, welche die Opfer- und Speisesitten der Vorwelt beseelten, uns Heutigen aber wie Aberglaube, ja wohl gar nicht wie Grausamkeit und Bestialität anmuten. Wenn wir beispiels-

weise erfahren, daß bei den Inka der reinste, schönste, edelste Jüngling jahrelanger Zucht und Pflege unterworfen wurde, um endlich am höchsten Festtage angesichts alles Volkes dem obersten Gotte geschlachtet zu werden, wenn wir überhaupt von solchen blutigen Tier- und Menschenopfern lesen, so erscheint uns das barbarisch, weil wir die Mystik von Speise und Trank nicht fühlen und leben, und weil wir nicht entfernt ahnen, wie grauenhaft barbarisch und entseelt unsere Profanierung aller Urtriebe ist.

Die Gewißheit, daß das, was ich esse, zu einem Stücke meiner Selbst wird und daß umgekehrt jene Naturgewalt, die mich aufzehrt, mich in ein Bestandteil ihres eigenen Seins wandelt, diese Gewißheit ist für jeden noch nicht aus dem Naturelement herausgetretenen Menschen die sicherste klarste Gefühlswahrheit. Daher denn die älteste pelagische Menschheit das Essen als Einswerdung ansah und mit vollem Rechte als *Gamós* (Hochzeit zwischen Opfer und Opferempfangendem) bezeichnete. Nicht den gemeinen Naturformen, sondern den »Göttern« zu Nahrung und somit wesensgleich zu werden; dies Streben beseelte alle Opferriten. Wir vermögen in der Heiligkeit des Abendmahls und in dem wundervollen Gleichnis des als Wein und Brot (als Naturseele und Menschenarbeit) zu Menschenleib wandelbaren und aufzuerbauenden Gottes, (dem tiefsten Mysterium, das die christliche Kirche kennt) noch einen letzten Schatten kosmischer Allgeborgenheit zu spüren. Selbst der nüchternste Mensch dürfte zugeben, daß die Wahl der Speise (das Lieblingsgericht), daß überhaupt die Besonderheit im Essen und Trinken nicht charakterologisch bedeutungslos sein kann. Sie offenbart mindestens ebenso viel von der Wesensnatur, wie die Lieblingsbeschäftigung, Lieblingsblume, Lieblingsfarbe usw. Der alte Satz »Der Mensch ist, was er ißt« kann wie jeder völlig bündige Satz auch umgekehrt werden, denn zweifellos entscheidet auch das Wesen eines jeden Geschöpfes darüber, zu welchen »Einverleibungen« es sich hingezogen fühlt, was es zu assimilieren vermag oder was es von sich abstößt, so daß überall in der Natur zwischen Beute- und Jägartier eine höchst merkwürdige »prästabilisierte Harmonie« zu erspüren ist, oft sogar eine biologische Formenverwandtschaft wie bei Blume und Insekt entdeckt werden kann. Wenn wir z.B. in frohen Riten die Hingabe des Menschenkindes an die Naturgötter ersetzt sehen durch das Opfer des reinen Lamms, des Widders, des heiligen Stieres, so werden wir stets eine tiefe Symbolik in der Wahl des Opfertieres spüren. Auch die Speisung der Priester von den dem Gotte geweihten frommen Spenden ist biologisch bedeutungsvoll, wie denn alle Menschenzucht und Volkserhöhung da-

mit beginnt, daß es verboten bleibt alles zu essen und daß man instinktiv die Gleichheit des menschlichen Organismus mit Pflanzen und Tieren eines Klimas und somit den natürlichen Nahrungsspielraum noch fühlt. Erst die Neuzeit hat diese natürlichen Appetite vermischt und zuletzt durch eine ganz abstrakte Ernährungsphysiologie verdrängt. Nur eine flache Rationalisierung konnte z. B. darauf verfallen, das Verbot bestimmter Nahrung physiologisch-hygienisch zu erklären, z. B. das Verbot des Schweinefleisches aus der Angst vor Trichinen. Es ist von vornherein unwahrscheinlich, daß das Schwein irgendwo als heiligende Nahrung gegolten habe, da die Umwandlung der Menschennatur in Schweingestalt schon sehr früh den herbsten Rückfall ins niedrige Naturleben symbolisierte.

Das Wissen darum, daß unsere Nahrung unser Wesen wird und daß wir umgekehrt auch nur Nahrung einer uns neu gestaltenden Wachstumsgewalt (d. h. eines außermenschlichen »nisus formativus«) sind, dieses Wissen ist dem Menschen der christlichen Jahrtausende dadurch verlorengegangen, daß er sich selbst isoliert und nicht mehr in das große Mysterium des Allverschlungenseins miteinbezieht. Wir haben eine Sonderstellung innerhalb der Natur! Versagen wir aber schon an diesem Punkte, wie vollends könnten wir »Allesfresser« verstehen, daß wir das Naturbild entgöttlichen, verschleifen und deformieren, indem wir gegen tausend widrige Affinitäten, die beständig in uns einfließen, völlig stumpf und reaktionslos werden. – Vielleicht vermag ich noch schwach in dem einen oder anderen Leser eine Ahnung der großen Entwürdigung aufdämmern zu lassen, wenn ich erinnere an die Erfahrung, wie sehr einem jeden »das Essen zu Hause« besser schmeckt als »fremdes Essen«; wie das von geliebter Hand zubereitete Gericht ihm anders zu munden scheint, als etwa das von den Händen einer völlig unsympathischen Person noch so sauber zubereitete. Die Forderung bestimmter Zubereitung der Speise, zumal aber der Zubereitung durch bestimmte »geheiligte« Personen, stand ursprünglich überall neben der Auswahl der Speise selbst. Ein Vergleich wird das fühlbarer machen. Es ist eine sichere Erfahrung, von welcher besonders die Ostasiaten Gebrauch machen, daß Massage, wofern sie Heilzwecken dient, keineswegs von jedem an jedem ausgeübt werden kann. Der Chinese läßt Männer von Frauen, Frauen von Männern massiert werden und fordert, daß dem Leidenden die Natur des Behandelnden »sympathisch« sei, wobei wohl die Vorstellung leitet, daß elektrische oder magnetische Lebensströme von einem Organismus zum anderen überfließen. (Möglich, daß hier der Grund liegt, warum bis heute dies Gebiet dunkle Beziehung zum Sexuellen

bewahrt!) Man könnte sich nun sehr leicht vorstellen, daß ein wesentlich hochgezüchteter Organismus die Annahme nicht nur bestimmter Speise verweigert, sondern auch die Annahme der zuträglichen Speise aus widerwärtiger Hand. Demgegenüber bedenke man aber einmal, was wir, in Massenquartiere eingebaute Stadtmenschen alles in uns hineinlassen und wahllos assimilieren. Von welchen Händen allen wird unser Brot gebacken! Wie viele kranke, gemeine, defekte, erniedrigende Influenzen mögen (da ja schließlich auch Gedanken und Träume greifbare wirkliche Kraftströme sind) in jedem Augenblick in uns einströmen. Wie wir in Form von Tagesmakulatur, Broschüren- und Zeitungsfluten auch jedem gewöhnlichen und niedrigen Denken Einfluß in uns gewähren und in Massen von geistiger Massennahrung leben, so ist der seelenlose Massenküchenbetrieb, ohne Frage, wer die Speise zubereitet und wie sie bereitet wird, ja ohne Frage nach Landschaft und Klima der Seele, die Ernährungsform der gepräglosen Geisteshenschheit geworden. Es scheint mir unzweifelhaft, daß eine Gattung, welche in Sonnenländern, insbesondere von den durch Schale und Hülle sogar bakterienfreien Früchten lebte und zudem ihre Speise selbst bereitete, unvergleichlich edlere Gestalt gehabt haben muß, als die heutige, zwar muskelstarke und kluge, aber auch völlig seelenlose Menschengestalt. Von diesen Gedanken aus, richtig zu Ende gedacht, fällt Licht auf die mannigfaltigsten Gebiete. Nur an Eines sei im Vorbeigehen erinnert: an die Gleichgültigkeit gegen alle Begräbnisriten in den christlichen Jahrtausenden. Daß man den Leib der höchstgesteigerten Menschen einbalsamierte und nicht wieder der Natur zurückgab, entsprach dem höchst rationalen Charakter des Ägyptertums, daß man den Leib verbrannte, floß aus einem tiefen Instinkt für die Reinheitsgebote in Speise und Opfer, aber daß man das herrlichste und liebste, was man besitzt, wieder zur Speise auch für den Wurm hergibt, kommt nicht aus einem großen kosmischen Naturgefühl, sondern aus vollendeter Gleichgültigkeit und Stumpfheit gegen die Naturstimme. Gelegentlich äußert einmal Nietzsche: »Wem es gelänge, das Menschengeschlecht zu Vegetarianern zu machen, der hätte möglicherweise eine größere Umwandlung aller Menschenkultur bewirkt als Sokrates, Luther, Napoleon und Bismarck.« Hier spricht ein richtiges Gefühl! Ein Wissen darum, daß die eigentlichen Wandlungen überhaupt nicht von Kultur, Historie, Politik, von den vermeintlich so wichtigen, geistigen, literarischen ethischen Taten herkommen, sondern ausgehen von der Art des Essens, Trinkens, Atmens, Sichbewegens, Schlafens. Wer eine Gartenmenschheit schaffen könnte, die ihre

Nahrung heiligte, hätte den ersten Schritt getan zur Erlösung aus dem Joche entnuchternder Mechanik.

9. Die groÙe Liebe

Schon bei Kant und später bei Herbart tauchte der merkwürdige Gedanke auf, daÙ man, wofern die Gesetze des Gefuhlsablaufs uns völlig bekannt wären, die seelischen Reaktionen anderer mit der Sicherheit astronomischer Vorgänge vorausberechnen, ja vorausbestimmen könnte. Dieser Gedanke der »Seelenmechanik« mutet sinnlos an, wenn man die Inhalte des Seelenlebens zum Gegenstand der Betrachtung macht; aber warum sollte nicht – vorausgesetzt, daÙ man Form und Inhalt der Charaktere klar scheiden kann –, der Rhythmenablauf, die Kurve, die Intensität, kurz der gesamte Formalismus auch im Seelischen berechenbar und bewuÙt bestimmbar sein? Es hat denn auch seit je Psychologen gegeben, welche mit der eigenen und fremden Seele bewuÙt experimentierten, und am leichtesten und erfolgreichsten erwies sich das Experiment mit der »Liebesleidenschaft«, die bewuÙt entzündet, bewuÙt erstickt werden kann. Berühmt wurde das Problem durch Bourgets Roman ›Le disciple‹, sowie durch Kierkegaards »Tagebuch eines Verfuhrers«. In beiden Fällen miÙbraucht ein uberkluger, miÙtrauischer, ewig reflektierender junger Mensch die Seele der Frau zu Experimenten über die Leidenschaft, mit kalter Eitelkeit und Forscherneugier alle Stadien der Sehnsucht und Hingabe verfolgend, die er wie ein rechnender Mathematiker hervorlockt und lenkt. Ich will versuchen, im Folgenden zwei Gesetze der Liebesleidenschaft zu demonstrieren, die ich »Gesetz der Gewohnheit« und »Gesetz der Hemmung« nenne.

Meine Frage ist diese: Wie kann man ein Gefühl (vorausgesetzt, daÙ überhaupt die Möglichkeit des »Warmwerdens« vorliegt), bewuÙt zur Leidenschaft entfachen? Und die erste Antwort scheint mir zu sein: Dadurch, daÙ es gelingt, Gefühl (dieses rastlos flutende Element alles Seelischen) zu stabilisieren. Dies gilt nicht nur für die groÙen und heroischen Leidenschaften; es gilt nicht minder für das Kleinvolk verfestigter Gefühle, die man halb miÙbilligend oder spöttisch als »Passionen« bezeichnet. In jedem Falle handelt es sich um das GewohnheitsmaÙigwerden seelischer Abläufe und Vorgänge. Das brauchen nicht bloÙ Gefuhlsablaufe zu sein. Die Fixierung zur »Leidenschaft« kann auch von der inneren wiederholten Vorstellung aus

beginnen. Gelingt es, eine bestimmte Vorstellung mit einem lustbetonten Gefühl zu assoziieren, so wird jedes Mal, wo die Vorstellung wiederkehrt, auch das Lustgefühl wiederkehren und der Drang nach Wiederholung wird (nach dem Trägheits- und Bequemlichkeitsgesetz alles Seelischen) um so stärker und unwiderstehlicher, je öfter die mit Lust assoziierte Vorstellung bereits hervorgehoben und wiederholt worden ist. So kann man also echte Liebesleidenschaft durch Gewohnheit züchten, und es ist in der Tat eine sehr häufige Erfahrung (zumal bei von Natur kalten und unerotischen Frauen), daß »die Liebe erst im Verlaufe der Ehe erwacht«. Überhaupt ist dies der Verlauf bei jeder Manie und Monomanie (*idée fixe*): Bestimmte Vorstellungen assoziieren sich, oft ganz willkürlich, mit bestimmten Gefühlen und werden so oft wiederholt, bis aus dem Gefühl eine Leidenschaft und mithin rückläufig aus der Vorstellung und überwertige Zwangsvorstellung geworden ist.

Diesem Gesetze scheint nun freilich der oft wiederholte Erfahrungssatz zu widersprechen: »Gewohnheit ist der Tod der Liebe.« »Die Leidenschaft stirbt an der Ehe«. Aber ein solcher Satz ist genauso wahr und so falsch, wie etwa der verwandte Satz: »Entfernung ist der Tod der Liebe« oder der umgekehrte: »Die Liebe wächst mit der Entfernung.« Beides ist richtig für eine bestimmte Art von Liebe. Es gibt zweifellos eine Liebe, für welche Schillers Wort gilt: »Die Gegenwart ist eine mächtige Göttin« und mithin auch das Goethe'sche »Ach, aus den Augen, aus dem Sinn«. Aber auch die umgekehrte Erfahrung ist sehr häufig und wird bestätigt von jenen zahlreichen »Liebhabern in der Phantasie«, welche völlig gleichgültig bleiben, wenn die Geliebte gegenwärtig ist, aber wieder himmelhoch glühen, sobald sie, ferne von der Erwählten, diese nur in der Phantasie sich ausmalen. Wenn somit die Verfestigung durch Gewohnheit eine Grundbedingung dafür ist, daß aus Gefühlen schließlich Leidenschaften werden, so muß man auch von der negativen Seite her, das Entstehen von Leidenschaft verhindern oder bereits entstandene abtöten können, dadurch, daß man ihr eine Ruhe zum organischen Wachstum läßt, also keine Gewohnheit und Tradition verstattet. Daher pflegen denn auch Eltern, die ihr Kind von der »unsinnigen Leidenschaft« heilen möchten, instinktiv zu dem scheinbar natürlichstem Mittel zu greifen: Sie schicken das Mädchen auf Reisen; sie versuchen, zu »zerstreuen«. Auch ist zweifellos richtig, daß die Seltenheit großer Leidenschaft wesentlich in der Buntheit, Vielseitigkeit und Gehetztheit des heutigen Lebens begründet ist, wo immer der eine Eindruck durch den andern erschlagen wird und kein Gefühl Gelegenheit hat, sich zu

fixieren; während in engen, fest geschlossenen Verhältnissen (am typischsten in der Aristokratie, am fanatischen in Klosterzellen und Gefängnissen) immer noch die groÙe Leidenschaft gedeiht.

Wenn nun aber das Rezept der Zerstreung, des Wechsels und der Ablenkung in einer Reihe von Fällen nichts hilft, so liegt das daran, daÙ neben dem Gesetz der Gewöhnung noch das zweite Gesetz wirksam wird: das Gesetz der Hemmung oder Stauung. Ein gewohnheitsmaÙig wiederholtes Gefühl würde sich nicht zur Leidenschaft aufgipfeln können, sondern muÙte, wie alle gleichartigen Elemente einer monotonen Reihe, an Energie einbuÙen und gleichsam im Schlaf abklingen, wenn nicht zu der Gewöhnung an das Gefühl ein Hemmnis für seine Betätigung träte, ein Hemmnis, an welchem das Gefühl sich aufstaut und immer wieder entflammen kann. Hierbei wird nun freilich ein ganz individuelles Moment entscheiden: Wie viel ›Widerstand‹ eine Natur zur Entfaltung von Personlichkeitswertgefuhlen erfahren muÙ oder ertragen kann, das ist genau so verschieden wie der Grad und die Art der Aktivität des Charakters, wobei mir besonders der Unterschied der männlichen und weiblichen Spontaneität entscheidend zu sein scheint. Möglichkeit oder Unmöglichkeit, Erreichbarkeit oder Unerreichbarkeit des begehrten »Ziels der Sehnsucht« werden von Fall zu Fall verschiedene Bedingungen der Leidenschaft schaffen. Sicher scheint mir nur, daÙ völlig ohne Stauung keine Leidenschaft entstehen kann. So wird denn in der Regel grade das Verbot und das Aufturmen von Schwierigkeiten ein sonst vielleicht schnell abreagiertes Gefühl bis zur echten Leidenschaft aufschwellen machen, während die vollkommene Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit des Erlangenkonnens kein heftiges Begehren aufkommen lässt. Daher pflegen jene erotischen Schwächlinge, die sich selbst nichts versagen und somit auch nie sich selbst versagen können, kaum je nachhaltige Leidenschaft zu entfalten, während an alles aus irgend einem Grunde oder in irgend einer Hinsicht schwer Erlangbare sich Leidenschaft zu knüpfen pflegt. Hierbei wäre jedoch zu beachten, daÙ die Möglichkeit des Erreichens nicht in ganz aussichtslose Ferne rücken darf. So wird beispielsweise weder eine Person einer tief unter mir stehenden Kaste von mir leidenschaftlich begehrt (weil hier die Befriedigung zu leicht, der Besitz zu wohlfeil sein würde) noch auch eine durch Zeit, Rang, Stellung völlig unerreichbare Frau (etwa eine Kaiserin) Liebesleidenschaft auslösen. Eine ähnliche Beobachtung mag Plato im Auge gehabt haben mit der berühmten Definition: Liebe sei ein mittlerer Zustand zwischen Haben und Nichthaben. Derjenige, welcher allzu leicht und allzu rasch sich dahin gibt, wird unabwendbar die Wahrheit

des Verses von Stefan George erfahren: »Wer ganz sich verschenkt wie er wenig empfängt und blühende Stirn in die Ferne nur drängt«, aber vielleicht noch weniger wird derjenige empfangen, der sich überhaupt nicht gibt und ganz versagt. Am günstigsten für die Entstehung der »großen Liebe« sind jene Lagen und Gelegenheiten, wo zwar die Möglichkeit des Einanderzugehörens auf beiden Seiten klar gefühlt wird, zugleich aber ein brutales Hemmnis da ist; so wird der verheiratete Mann, die verheiratete Frau, unvergleichlich leichter Leidenschaft entfachen, als die leichter gewinnbare, noch freie Person.

Auch für dieses zweite Gesetz, für die Hemmung, gilt, wie für die Gewohnheit, daß man von der negativen Seite her durch Ausmerzen aller Hemmungen auch die Leidenschaft ausmerzen kann. Die todbringenden katastrophalen Leidenschaften würden nicht zur Tragik werden, wenn die künstlichen oder natürlichen Schranken wieder schroff wären. Wir haben somit erstens die Gewohnheit und zweitens die Schranke als die Vorbedingungen zur »großen Leidenschaft« erkannt. Damit aber mündet unser psychologisches Problem in ein ethisches über. Schranke und Gewohnheit sind diejenigen Gewalten, welche das flutende, unfaßliche Lebenslement greifbar verfestigen, aber damit auch abtöten und verkäfigen. In der Tat scheint mir die große Liebe, ja überhaupt das romantisch-pathetische Erlebnis nicht der naiven unverkümmerten Natur zu entsteigen, sondern erst an den sittlichen Bollwerken (Gewöhnungen und Schranken) der Menschenwelt sich entfachen zu können. Die Heftigkeit eines Impulses oder Triebes besagt auch nicht das mindeste für Gewähr seiner Dauer, und wenn in der außermenschlichen Natur zwar die momentane Gefühlsgewalt bis in den Tod treibt, so wird man doch nicht unter Tieren romantische Toggenburgs, Branckenbusch, Solveigs finden, welche ihr einseitig kapriziertes Gefühl bis zur Selbstverstümmelung (oder Selbsterfüllung) lebenslang fixieren und konservieren. Nur in diesem Falle aber hat man das Recht von »der großen Liebe« zu reden. Was aber hat das Dasein solcher tragischer und heroischer Passionen überhaupt für Wert? Es gibt zweifellos einen freieren göttlicheren Standpunkt, von dem aus alle unsere heroischen Tragödien ein klein bißchen komisch erscheinen. Man brauchte ja nur zu fragen, warum ist das nötig, daß Shakespeares »Julia«, Goethes »Gretchen«, Lessings »Emilia«, Hebbels »Clara« leidet und stirbt? Beseitigen wir doch lieber die Vorurteile und Schranken, die solche sinnlosen Tragödien über die gequälte Natur verhängen! Ich greife ein Einzelbeispiel heraus: Homers und Goethes Nausikaa. Ihr Gefühl für Odysseus hat sich durch Gewöhnung und Schranken zur Leidenschaft aufgestaut.